

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Hensel	79
Kolonialpolitik. Von Heinrich von Frittkamer	96
Richard Strauß. Von Georg Schöler	98
Eine Dichterin der Stimmung. Von Anna von Krass	113
Privatnotenbanken. Von Kurt Settlinger und Labou	117

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Insetten-Annahme für **„Die Zukunft“** durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:
 No. 675 Direktion.
 „ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
 „ 7914
 „ 7915 } Kuxenabteilung.
 „ 7916

Telegramme: **Ulrichs.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

SCHWARZBURG Beste Pension * * * * Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad *
Bürgerliche Preise * *

Weisser Hirsch

EMIL JACOBY

„Herz-Schuhe“



Frankfurt
n. Main

Friedrich
Strasse 70

Leipzigerstr 120
Schillstrasse 11

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

Moritz Mädler

Leipzig
Pettersstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Nenerwall 84

Frankfurt a. M.
Kaisersstr. 29

Preisliste versende gratis. Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 20. Juli 1907.

Heuert.

Französisch-Deutsche Jahres- und Tages-Zeiten.

Nina schrieb im Juni an Moriz: „Und unser schönes Nachbarland (so hats, nach der Zeitung, S. M. in Kiel genannt)? Selbst für den Geschmack des mir von brüderlichem Leichtsinne Befreiten gehts da radikal genug zu. Soziallüstlinge aller Sorten. Schöne Befcherung! Ein Strike nach dem anderen. Im Süden (wo wir uns in den alten guten Hotels so behaglich fühlten) Rebellion, weil der Winzer seinen Wein selbst zu Spottpreisen nicht mehr loswerden kann, und meuternde Truppen. Gut für uns. Möchte die Gesellschaft, die mit Aufrührern verhandelt und unbotmäßige Soldaten nicht zu strafen wagt, während einer Invasion sehen. Ärger als 70. Wird sich auch hüten. Aber die Folge von *liberté* und *égalité*.“ Eine hyperkonservative Pommerin, die, wie der Besitzer einer berliner freisinnigen Zeitung im Ärger über seinen Börsenredakteur, in der Freiheit „einen veralteten jüdischen Begriff“ sieht, konnte das im südlichen Weingeländ Frankreichs Geschehene kaum anders auffassen; mußte an die Unbotmäßigkeit eines Regiments deutsche Hoffnungen knüpfen und zu dem Trugschluß kommen, auch in einem Kriege gegen Deutschland werde das Franzosenheer den Gehorsam weigern. Am achtundzwanzigsten Juni wurde dem *Matin* aus Berlin telegraphirt: „M. Maximilien Harden qui, depuis plusieurs années, ne laisse jamais passer une occasion de diriger contre la France les attaques les plus violentes et souvent les plus grossières, commente aujourd'hui en ces termes les tristes événements du Midi: „Dans le beau pays voisin (c'est ainsi que Sa Majesté, s'il faut en croire les journaux, a récemment, à Kiel, désigné la

France) tout marche assez radicalement, même au goût de ceux qui sont guéris de la folie de la fraternité. Socialistes, amateurs de tous calibres s'agitent. C'est un joli grabuge! Tous plus ficelle les uns que les autres! Dans le Midi rébellion, parce que le vigneron ne peut plus vendre son vin, même à un prix dérisoire; rébellion et mutinerie de troupes. Voilà qui est bon pour nous! Je voudrais bien voir tout ce monde-là qui parle avec des séditieux et n'ose pas punir des soldats mutins, je voudrais bien les voir en face d'une invasion. C'est pis qu'en 1870. Ils y prendront garde, eux aussi. Mais voilà les suites de la liberté et de l'égalité.“ *Deutsch kann der Mann nicht, der diese Depesche geschrieben hat. Eine schöne Bescherung ist nicht unjoli grabuge (ein wüßtes Gezänk); nur ein der deutschen Sprache ganz Unkundiger oder ein Fälscher kann die Worte „ein Strife nach dem anderen“ übersetzen: Tous plus ficelle les uns que les autres (ficelle ist ein Bindfaden, eine Schnur, allenfalls ein Strick, nicht ein Strife). Und so weiter. Ein Herr, der seinen Landbluten das in Berlin Gedruckte verständlich machen soll, kann also nicht den einfachsten deutschen Satz übersetzen. Seine objektiv unwahre Angabe, er habe in meinen Artikeln grobe Schmähungen Frankreichs gefunden, braucht also nicht bewußte Lüge zu sein. Daß er mir zuschreibt, was ich Rina sagen ließ (und, nach ihrer Wesensart, sagen lassen mußte), ist ungefähr so gerecht, wie es von uns wäre, Laine für die Reden seines Graindorge, Blaubert für die seines Pécuchet verantwortlich zu machen oder zu behaupten, jeder Franzose denke wie der aus den Steinzeichnungen der Empirezeit bekannte und von den Brüdern Cogniard auf die Schwankbühne gebrachte pioupiou Chauvin. Thut nichts: in diesen Lettern steht drüber: „Injures!“ Und so gehts durch zwei, drei Duzend französische Blätter. Daran bin ich gewöhnt. Seit ich das seine Gespinnst des Herrn Lecointe austrennen konnte, werde ich in der Presse des schönen Nachbarlandes mit einer Wuth gescholten, die nur beweist, welche Hoffnungen man dort auf die unsichtbare Arbeit des Botschastrathes gesetzt hatte und wie nöthig der Kampf gegen das Liebenberger Consortium war. Moritz, der meiner Empfindenzzone näher ist als seine nie von skeptischen Zweifeln beirrte Schwester, hat geantwortet: „Mit Frankreich ist auf Jahre hinaus für uns nichts zu machen. Wer an die Möglichkeit glaubt oder sie vorspiegelt, muß enttäuschen: denn vor dem Abschluß würde die hochnothpeinliche Frage (nach dem Reichöland) gestellt, die der Deutsche nicht dulden darf. Keinen Knick also und keine Faust. Sonst haben wir das Geschwür von Europa (Bismarcks Wort) nächstens wieder auf unserer Westflanke. Ceterum censeo: Jeder Verjöh-*

nungversuch bringt uns in Kriegsgefahr.“ Davon wurde drüben (nicht im *Matin*, aber im *Eclair* und in vielen anderen Blättern) nur ein Satz gedruckt: „M. Harden s'est écrié: Toute tentative de réconciliation avec la France mène à la guerre!“ Wieder falsch übersetzt: nicht zum Krieg, nur in Kriegsgefahr führt jeder Versöhnungsversuch; weil er die Franzosen glauben läßt, wir fühlten uns schwach, und weil Enttäuschung die Empfindlichkeit schnell wieder steigern müßte. Einerlei. Auch nach der genetischen Darstellung, die ich vor acht Tagen hier versuchte, werde ich den lieben Galliern der ennemi de la France bleiben. Trotzdem im Deutschland unserer Tage Keiner die Litteratur, die Kunst, das unerseßliche Genie Frankreichs lauter gepriesen hat. Selbst Herr von Tschirsky nicht, den die pariser Presse mit so auffälligem Eifer lobt. „Alle Missionchefs (wir nennen nur Herrn Jules Cambon) schätzen die Höflichkeit des Staatssekretärs, dessen Ehrgeiz übrigens nur nach einem Botschafterposten langt. Auch während seines Aufenthaltes in Italien hat die Presse einstimmig die Artigkeit dieses Staatsmannes anerkannt, der, als Reisebegleiter Wilhelms des Zweiten, die Absichten des Kaisers genau kennen gelernt hat.“ Das stand neulich wieder im *Journal des Débats*. Einem Staatsmann alideutscher Schule würde bei solchen Fanfaren bang. Doch 't is no crime to love, sang Pope. Nach einer Botschaft steht Heinrichs sanfter Sinn? Wer am Reichstagsufer die Temperatur nicht verträgt, kann am Quai d'Orsay wieder genesen.

Ob Fürst Radolin über den Herbst hinaus in Paris bleibt, ob, bei einem Virement, Sachsen an Polens oder an Badens Stelle kommt: die Lehren des Falles Etienne haften hoffentlich im Gedächtniß. Kaiser und Kanzler hatten sich in liebenswürdigem Eifer bemüht, hatten geglaubt, in dem Vicepräsidenten der Kammer den Vertreter Frankreichs vor sich zu haben. Waren also ungenügend informiert. Herr Eugen Etienne, den pechschwarzen Algerier, der dabei war, als Gambetta in seiner Stammburg Belleville dem höhnenenden, johlenden Volk zubrüllte: „Ich werde Euch, trunkene Sklaven, bis in Eure Höhlen verfolgen!“, der auf der Rückfahrt den enthronten Diktator mit seinem feisten Leib deckte und später Ferns getreuster Dienstmann wurde: diesen Handlanger seiner Todfeinde hätte Clemenceau, der die wohlbeleibten Leute nicht so hoch schätzt wie der ältere Caesar, sicher nicht zum Vertrauensmann erwählt. Als der durch Plaudertalent und gefälliges Wesen beliebt gewordene Vertreter des Wahlkreises Oran heimgekehrt war und rundlich strahlend am Präsidialtisch saß, stellte Herr Pichon sich vor ihn hin und sprach, von der Tribüne, also: „Je déclare de la façon la plus nette que M. Etienne n'avait aucune mission, ni officielle ni officieuse, auprès du gouver-

nement allemand.“ Ein kurzes Sätzchen: und Wolken verhingen die Mittagsgluth. Noch deutlicher wurde die Presse. „Mit einem französischen Vortrager, der zu Verhandlungen nicht autorisirt ist, zu sprechen, mag für den Kaiser und den Kanzler interessant sein; Nutzen kann solche Unterhaltung aber nicht bringen.“ (Le Matin.) „Die Regierung hält das Unternehmen des Herrn Etienne für inkorrekt und wirft ihm vor, er habe sich, gewiß in bester Absicht, ein Amt angemacht, das ihm nicht zusteht. Wichtige und ernsthafte Dinge liegen Herrn Etienne nicht. Der Abgeordnete für Dran ist der vollkommene Typus des netten Kerls. Er ist mit Jedem nett. 1904 war erst mit Henckel-Donnersmarck, der nach Paris geeilt war, um Delcassés Ausschiffung still zu besorgen. Er ist mit dem Fürsten von Monaco, der zwischen Deutschland und Frankreich als Friedensengel in der Glorie schweben möchte. Und nun wollte er bei dem Deutschen Kaiser den netten Kerl spielen; als ein neuer David mit der Harfe Sauls Zorn schwichtigen. Dieses falsche Manöver kann uns Ärger bereiten; wird hoffentlich aber dazu beitragen, daß man heimliche Nebenwege meidet und die phantastische Diplomatie aufgibt. Ernsthafte Geschäfte sind nicht durch Dilettanten zu machen, nicht im passage des princes, mögen sie Donnersmarck, Monaco oder Eulenburg heißen.“ (La Dépêche.) „Auch nach Etienne's Reise empfiehlt sich, weder auf Freundlichkeiten noch auf Unfreundlichkeiten der Teutonen allzu großen Werth zu legen; wir wollen lieber, nach dem Rath, der ja vom Deutschen Kaiser selbst kommt, unser Schwert scharf und unser Pulver trocken halten.“ (L'Eclair.) „Durch die Vermittlung des Fürsten von Monaco, der auch unsere Theaterleute an den berliner Hof gebracht hat, wurde Herr Etienne zum Kaiser geladen und konnte an seinem Tisch speisen und mehrmals lange mit ihm sprechen. Er fand freundliche Aufnahme. Auch Waldeck-Rousseau hat beim Kaiser gespeist, der uns dennoch üble Streiche gespielt hat. Vor der Fahrt, die uns den Gestus von Tanger sehen ließ, war Wilhelm der Tischgast unseres berliner Botschafters. Freundliche Aufnahme und herzliches Einverständnis sind zwei sehr verschiedene Dinge.“ (La Charvante.) „Wenn der Kaiser von Etienne eben so entzückt wäre wie Etienne von dem Kaiser, dann müßte unser Kolonialmann Clemenceaus Nachfolger werden; und dann gäbe es bald gewiß viele telephonische Gespräche zwischen Paris und Berlin. Wenn man plaudert, kommt man vom Hundertsten ins Tausendste, von der Wirklichkeit in den Bereich der Träume, vom Rhein nach Monomotapa; sehr ernst ist das Alles nicht zu nehmen. Aber man bringt Ideen in Bewegung und einzelne davon können sich im Hirn festwurzeln.“ (Lyon Républicain.) „Der Ausflug des Herrn Etienne stachelt die Einbildungskraft der Neuiga-

Zeitkrämer nicht mehr. Zu ernsthaften Gesprächen eignen sich nur die in Berlin und Paris beglaubigten Botschafter. Wenn unsere Wehrkraft allen Blicken sichtbar ist, werden unsere Sommerreisenden in Berlin vielleicht nicht mehr so freundliche Worte hören; aber unser Botschafter wird dort bessere Geschäfte machen.“ (L’Avenir de la Loire.) „Räthselhaft ist uns, wie ein französischer Politiker in diesem Augenblick eine Verständigung mit Deutschland suchen konnte. Wir sind im Kielwasser Englands. Unser Interesse und unsere Vertragstreue zwingt uns, den Wünschen Eduards des Siebenten unser Handeln unterzuordnen. Der Freund unserer Feinde kann nicht unser Freund sein. Warum sollte England in der Stunde, wo es sein Ziel, die Isolirung Deutschlands, erreicht hat, uns gestatten, die diplomatische Blokade zu brechen, die das europäische Gleichgewicht zu Britanniens Vortheil wiederhergestellt hat? Diese traurigen Gedanken kamen uns, als wir zuerst von Clemences Diplomatenversuch hörten, der vielleicht im Interesse einer zur Nachfolge Clemenceaus bereiten Gruppe unternommen wurde.“ (Express au Midi.) „Frankreich bleibt der Entente Cordiale treu und wird nichts thun, ohne sich des britischen Einverständnisses versichert zu haben.“ (Gil Blas.) „Wir werden bald sehen, daß Deutschlands marokkanische Politik unverändert ist; auch anderswo ist durch Stiennes Reise nichts geändert worden.“ (L’Echo de Paris.) „Die Tendenz des vielen Geredes über Stiennes Reise ist, uns zu einer Annäherung (oder Abdankung) zu bringen, wie die Gambettisten, wie später Ferry und Hanotaux sie träumten.“ (Le Nouvelliste.) „Man sagt, Wilhelm der Zweite träume von einer Reise nach Frankreich, die ihm stürmische Huldigungen bringen werde. Ich verspreche ihm überlaut jubelnde Zurufe für den Tag, wo er Heer und Flotte abgeschafft, das dadurch verfügbar werdende Geld den Budgets der Arbeit, des öffentlichen Unterrichtes, der Wissenschaft und der Schönen Künste zugewandt und der Menschheit so den Beweis seiner aufrichtigen Friedensliebe gegeben hat. An diesem Tag wird Wilhelm der Zweite ein großer Mann sein.“ (Le Combat.) „So lange Deutschland in Marokko nach der Vorherrschaft strebt, ist es in Nordafrika unser Gegner und seine friedlichen Beitheuerungen werden von seinem Handeln widerlegt.“ (Le Journal des Débats.) Das Alles klingt nicht wie Hochzeitmärsche. Nur in seinem Midi Colonial wird Herr Etienne ohne Einschränkung gelobt. Greise Senatoren und minder steife Romanschreiber (Herr Prévost, der sich als Erben Chauvins aufgethan hat, natürlich vornan), Abgeordnete und andere Advokaten stimmen in dem Urtheil überein: Ein rapprochement, das uns die Anerkennung des Frankfurter Friedens zur Pflicht macht, ist wider unsere Würde und deshalb unmöglich.

Das war zu erwarten. Auf die Gefahr, als le plus farouche des Germains germanisants fortan noch lauter von den lieben Nachbarn verschrien zu werden, muß ich sagen: Nur ein Kindergemüth konnte wädhnen, Frankreich von Englands Seite zu uns herüberziehen und zwischen der Republik und dem Ewigen Bunde deutscher Fürsten ein Dauer verheißendes Einvernehmen schaffen zu können, so lange Clemenceau die französische Politik zu bestimmen hat.

Noch ist er aufrecht; ungefährdet, bis, im Oktober oder November, das Parlament wieder (schrecklich) zu tagen beginnt. Nur bis in die ersten Maiwochen, so hatten die Zeichendeuter verkündet, sollte der Sperberkopf des Horos ihn freundlich anblicken. Jetzt hat er am Nationalfesttag in Longchamp neben dem Präsidenten auf dem Ehrenplatz gefessen; zum ersten Mal von diesem Sitz auf das Paradesfeld herabgesehen. Wie mag ihm zu Muth gewesen sein? Dieser vierzehnte Juli hat dem alten Kampfhahn einen unbestreitbaren Triumph gebracht. Der plumpe, gleichgiltige Herr Gallières wurde kaum beachtet; nicht einmal, als ein armer Narr, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, dicht vor ihm mit einem altmodischen Revolverlärm gemacht hatte. (Da der Präsident selbst sagte, es sei lächerlich, diesen Straßenunfug für ein Attentat auszugeben, war ein Gratulantenbesuch des Herrn von Mühlberg in der Französischen Botschaft recht überflüssig. Die im Auswärtigen Amt Bediensteten sollen, sprach Talleyrand zu Champagny, treu, geschickt, sorgsam, mais nullement zélés sein.) Aller Augen hing an dem Gallierschädel des Mannes aus der Vendée. Welche Summe des Erlebens! Arzt auf Montmartre. Nach dem Zusammenbruch des Zweiten Kaiserreiches Amtsvorsteher in einem pariser Bezirk. Während der Communeherrschaft Vermittler zwischen Versailles und Paris, Rebellen und Geiseln. Radikaler Abgeordneter. Ankläger Broglies. Todfeind Gambettas und Ferrys. Befreier der Communards. Erst Protector, dann Gegner Boulangers. Der berühmteste Ministerschlächter. Ein Ehescheidungskandal mindert sein Ansehen. Die Panamashlammfluth spült den Freund des Promotors Cornelius Herz aus dem Palais-Bourbon. Vendu à l'Angleterre! Frankreichs bester Redner findet in Frankreichs Grenzen nirgends mehr Gehör. Ein Vernichteter? . . Ein Unverwüthlicher. Wer nicht hören will, soll lesen; muß. Der Rhetor wird spät Journalist; gründet die Justice und den Bloc, leitet die Aurore; wird das erfinderische Haupt des Dreyfußvolkes. Ruft zum Widerstand gegen die Staatsgewalt; verdammt den Militarismus. Und sieht, als Ministerpräsident, vom Ehrensitzen den Parademarsch, den General Vicquart, sein Günstling, befiehlt. Die Beiden, die so lange gekehmt und des Landesberrathes bezichtigt waren, verkörpern auf diesem Felde der festlich er-

regten Menge den Gedanken der nationalen Wehrhaftigkeit. Sechshundsechzig Jahre; doch in Frack und Cylinder noch beweglich, ungebeugt, frisch und voll bösen Witzes wie an dem Tag, da er mit giftiger Zunge den Tonkinesen vom höchsten Sitz stichelte. Hat er nicht Alles, was seine Jugend begehrte, in firmem Alter erreicht? Bündniß mit England. Trennung des Staates von der Kirche. Vereinsamung Deutschlands. (Der Dreißigjährige hatte gegen den Präliminarfrieden gestimmt). Freilich: ganz so radikal ist er nicht mehr. Möchte sich als homme de gouvernement zeigen. Mit dem blanken Schwert seiner Rede hat er Herrn Zaurès hingestreckt. In Marseille die Bäckergejellen, in Paris die Elektrizitätarbeiter zu Paaren getrieben. Als die Raifeier drohte, die Hauptstadt in ein Heerlager verwandelt. In jedem Striße die Partei der Kapitalisten ergriffen. Die übermüthige, verhaftete C. G. T. (Confédération Générale du Travail) geknebelt. Beamten und Lehrern, wenn sie sich ungeduldig rührten, die Faust unter die Nase gehalten. Uebermorgen muß er fallen, hieß es; seit Ostern schiens sicher. Wen hat er denn noch? Nicht mal mehr die Vereinigten Sozialisten. Der Block ist gesprengt. Und der Einkommensteuerentwurf des Finanzministers Caillaux ist allen Besitzenden ein Gräucl. Als gar noch die Winterrebellion ausbrach, der fromme Demagoge Marcelin Albert wie ein neuer Heiland angebetet wurde, die Departements Aude, Hérault, Larn sich frech von der Republik losreißen wollten und das Siebenzehnte Regiment den Gehorsam weigerte, schien Alles verloren. Aber Clemenceau stand auch diesem Sturm. Er ließ den arglosen Albert zu sich kommen, gab ihm Geld und nahm ihm so den Erlösernimbus. Er schickte die Siebenzehner in ein tunesisches Biribi, wo ihnen bei Sonnenbrand und Strafarbeit aller Art das Meutern vorgehen wird. Er griff im Aufstandsbezirk so fest zu, daß die Schreier erschrakten; und ließ, als sanftere Mittel nicht wirkten, sogar schießen. Un mâle! Keiner hatte es ihm zugetraut. Und er hat Udjda befehlt, nach dem die Franzosen seit Jahren schon langten. Mit Japan und Spanien Verträge geschlossen. Eduards Liebling. Der Exponent der Pläne, die Herrn Delcassé das Ministerleben gekostet haben. Die Nation jauchzte dem Mann zu, der unter Schwächlingen ein Eisenkopf schien. Die Abgeordneten waren froh, statt der neuntausend fortan fünfzehntausend Francs Lohn zu erhalten, und fanden, Herr Verteaux könne auf die Erbschaft noch warten. Die Garde im Paraderock, über der Tribüne das lenkbare Luftschiff Patrie: auch Clemenceau hat eine Bastille gestürmt.

Vor sechs Monaten, als die Reporter ihn zweifelnd fragten, ob er die Schwierigkeit der Kabinettsbildung überwinden werde, gab er die Antwort: „Je suis comme le pneu Michelin: je bois l'obstacle.“ Bis er Senator

und Minister gar wurde, rief er den Sozialistenfreßern stets zu: „Le péril est à droite!“ Er thut nicht mehr. Nach der Heimkehr von der Truppenschau aber sprach er, der, als der schwachfinnige Matrose Maillé in die Luft knallte, auf der linken Seite des Präsidenten gefessen hatte, zu seinen Beamten: „Seht Ihr nun ein, daß die Gefahr rechts ist?“ Immer guter Laune. Immer ein Witzwort auf der Lippe. In Fährniß noch bereit, sich selbst zu bespötteln. So kennt Frankreich ihn seit bald vierzig Jahren. Würde sich nicht wundern, wenn der Organisator des Dreyfußsieges den wieder ins Heer gereihten Major jezt nicht zum Oberstlieutenant befördern wollte und, als einen unbequemen Kumpan, ins Dunkel des Civilstandes verschwinden ließe. Zieht dem witzigen Kopf, dem Spötter und unüberwindlichen Dialektiker aber den Mann mit den starken Nerven vor. Der hat in Longchamp neulich triumphirt. Frankreichs Leiden ist allgemeiner und besonderer Art. Das auf seinem reichen Boden verwöhnte Volk kann sich den Forderungen einer gewandelten Zeit nicht mehr anpassen; seit der Revolution hat es für das modernste gegolten: und will nun nicht merken, daß es unmodern geworden ist. Seine Großindustrie (Ausnahmen: Kriegswerkzeug und Automobile) und Großfinanz kommt gegen die der Vereinigten Staaten, Britaniens und Deutschlands nicht auf. Unsere ernstesten Geschäftsleute stöhnen, wenn sie nach Frankreich müssen. Da wird geschwagt, gefrühstückt (noch immer im Restaurant) und wieder geschwagt; da ist's amüsant, doch der Weg zu einem Handelsabluß weiter als sonst irgendwo. Weiter und theurer; denn rechts und links schielen Augenpaare gierig nach einem pot de vin. Wozu sich überarbeiten? Man lebt nur einmal. Wenn die Frühstücksstunde schlägt, wird die wichtigste Verhandlung abgebrochen. Dabei ist der Franzose, der so oft rebellirt hat, fast so konservativ wie der Chinese. (Seine Große Revolution war im Grunde nur Folge und Kopie der britischen. Bonaparte war Korsé, Louis Napoleon Holländer, Eugénie Spanierin, Gambetta Genuese.) Er erfährt kaum, was drauhen geschieht. Ist weder zu neuer Architektur noch zu neumodischen Möbeln zu befehren. Läßt Alles unverändert: Betriebsformen und Spielschachtelstuben, Theater und Landwirthschaft. (Nur der in Rom's Schule gedrückte Dickkopf des Paters Combes konnte die Entkirchlichung durchsetzen, die den echten Franzen heute schon wieder langweilt. Toujours calotte!) Wenn dem Winzer gerathen wird, er solle die Reben, die nichts mehr einbringen, aus der Erde reißen und besser lohnende Frucht ziehen, gloßt er und glaubt sich von der Regeitung verrathen und verlaßt. Die Rebe hat die Ahnen genährt und muß noch die Enkel nähren. Findet der Traubensaft keinen Abfuß, so kann's nur an der Geseßgebung liegen. Eine neue Kultur versuchen? Lieber sei der Reichs-

Leib zerseht. Paris selbst, Hugos stolze ville-lumière, kommt mit der eigenen Leuchtkraft längst nicht mehr aus. Kann den Fremdenstrom nicht, wie einst, ins enge Seinebett zwingen. Assimilirt die Zugewanderten nicht so leicht wie in stillerer Zeit. Hält sich nur um den Preis rascher Amerikanisirung auf alter Höhe. Diese bewusste Rückständigkeit, der vor einem Einkommensteuerplan graut, erklärt manches Krankheitsymptom. Hinzu kommt das allgemeine Leiden der Demokratien: die Schwierigkeit, das souveraine Volk mit dem Gedanken der Staatsmacht zu versöhnen, zur Ehrfurcht vor dem Zweck, der Pflicht und dem Recht des Staates zu erziehen. Wie der Sonnenkönig der Anekdote, so denkt heute der Bürger, Bauer, Arbeiter, Soldat und Seemann: Ich bin der Staat. Der Herr Abgeordnete hat den Herrn Präfecten und den Herrn Minister an der Schnur, kann Aemter geben und nehmen und ist selbst wieder dem Wähler unterthan. Niemand will dienen noch gar sich ausbeuten lassen. Das zeigt sich besonders im Heer. Der Oberst, der Brigadier ist ein Leuteschinder? Weg mit ihm! Seit man Jahre lang erzählt hat, die Generalität stehe unter der Zucht des Jesuitenordens, ist der Respekt vor den Federbüschen dahin. Sollen wir uns etwa knechten lassen? Für das Phantom eines Vaterlandes? Vaterländer sind Luxusartikel für reiche Leute. Der Arme muß froh sein, wenn er ein Dach über dem Kopf hat. Auch dieses Leiden ist nicht von gestern. Schon Lamartine hat gesagt: „Le secret de nos oscillations perpétuelles entre la servitude nécessaire et la liberté impossible n'est que dans cette balance incessante entre la discipline de l'armée et l'âme révolutionnaire de la nation.“ Heftiger als in irgendeinem anderen Land wird in Frankreich die Wehrdienstpflicht bestritten. Und doch hat der große Lyriker, der sich einen konservativen Demokraten nannte und der Schöpfer der Zweiten Republik wurde, warnend gesagt: „Wenn wir die kurze und durch Gesetz geordnete Sklaverei des Wehrdienstes verschmähen, werden wir unter das hundertfach härtere und nie wieder abzuschüttelnde Joch des Proletariates gerathen, das Heer der Sekten, der Parteiwuth über uns fühlen, die Unordnung im Haus haben, Aufstände erleben, keine Heilmittel gegen unser Uebel finden und das Ende der Gesellschaft unter Geheul und Getreisch nahen sehen. Das hat der Menschenverstand des französischen Volkes merkwürdig schnell stets begriffen: 1793, 1830 und namentlich 1848.“ Wird ers auch heute begreifen? Wird die Versöhnung der Demokratie mit dem Staatsmachbedürfnis, des Menschenrechtes mit der Bürgerpflicht gelingen? Schon hat Rouvier Frankreichs Auflösung beslennt, Poincaré, ungefähr im Ton Posadowsky's, die Bourgeoisie zu freiwilligem Besitzrechtsoffer ermahnt. Schon fürchtet Mancher, die von der Freiheit (hörst Du's, Nina?) Enttäuschten könn-

ten einem neuen Tyrannen die Einzugsstraße pflastern. Clemenceau soll helfen. Den Staat retten. Kommunisten, Vaterlandlosen und Heeresfeinden den Daumen aufs Augedrücken. Vorsozialreformatoirischen Plänen braucht kein Anhang nicht zu beben. Die sind fürs Schaufenster. Der gallische Raufbold megelt munter, was ihm in die Quere kommt; bringt morgen Rothwild eben so gern wie gestern Schwarzwild zur Strecke. Und am Ende schafft der alte Jakobiner mit der Strangulirfaust im Reich der Lilienkönige noch Ordnung.

Das Streben nach einer franko-deutschen Verständigung würde ihn in eine noch wunderlichere Rolle drängen. Und was sollten wir ihm als Spielhonorar bieten? „Weder in Tongking und China noch auf Formosa und Madagaskar hat Deutschland unsere militärischen Schritte gehemmt, unsere Pläne durchkreuzt, unser Handeln irgendwie gestört. Das ist die reine Wahrheit. Und eben so wahr, daß in den zwei Jahren dieser kolonialpolitischen Arbeit Frankreich sich weniger als sonst um die Sicherung seiner europäischen Lage zu kümmern brauchte.“ Als Jules Ferry so sprach, schäumte Clemenceaus Gallkerblut auf; weil der Sohn der Vogesen so sprach, mußte er fallen. Was dem Meister mißlang, soll sein aufgefütterter Schüler Etienne erwirken? Was Clemenceau als Abgeordneter hindern konnte, soll er als Frankreichs Herr und Hoffnung dulden oder gar fördern? Sein Jährtich Pichon hat im Heumonat vor dementhüllten Standbild Garibaldi's die Verbrüderung der lateinischen Völker gepriesen, die, wie das Beispiel der Garibaldi's (Giuseppes, Menottis und Ricciottis Reise nach Tours) eindringlich lehre, immer bereit gewesen seien, dem Recht gegen die Macht zu helfen. Noch lauter schrie der radikale Herr, der dem pariser Stadtrath vorsitzt. „Als unser Volk, das mehr als andere für das Wohl der Menschheit gedacht, gehandelt, gelitten hat, sich gegen rohe Gewalt wehren mußte, eilte Garibaldi herbei; ihn trieb das empörte Rechtsgefühl.“ (Das leider nur nicht zum Taktiker weicht. Die von dem Sohn der Seealpen geleitete Guerilla blieb ohne den kleinsten Erfolg, erleichterte Bourbakis Lage nicht und wurde in Bordeaux von den zur Rationalversammlung Abgeordneten ein schimpflich lächerliches Abenteuer gescholten. Verleumdung, sagt Pichon, der nun die Apotheose folgt.) So reden Clemenceaus Leute. Deren Herz wolle Ihrim Sturm erobern? „Herr Clemenceau, der Lehnsmanu Großbritaniens, wird sich vor jeder Kombination hüten, die sein englischer Kollege nicht vorher gebilligt hat. Englands Freundschaft würde sich schnell abkühlen, wenn wir uns Deutschland näherten. Und was könnte das Deutsche Reich uns als Ersatz bieten? Selbst ein Handelsvertrag wäre nur zu haben, wenn wir uns entschließen, den Frankfurter Frieden zum zweiten Mal zu ratifiziren; und

dazu würde sich schwerlich ein französisches Parlament hergeben. Was unsere Regierung will, ist in London, nicht in Paris, vom Barometer abzulesen.“ Das stand im Journal de Colmar. Und in der France Militaire: „Wilhelm mag lächeln, so viel er will. Er bleibt in seiner Rolle. Doch mit solchen kleinen Mitteln wird er uns nicht gewinnen, unseren standhaften Willen nicht beugen. Er ist der Mann von Tanger. Er hat uns beleidigt. Er wollte uns aus dem Hinterhalt überfallen und vernichten. Warum that er's nicht? Weil er Angst hatte. Angst vor der uns verbündeten englischen Flotte, die Deutschlands erwachsender Seemacht und dem Traum von der Hohenzollern-Weltherrschaft in der Nordsee das Grab bereitet hätte.“ Das ist grob. (Des Kaisers eifernde Artigkeit wird un rien monsieur genannt und den französischen Sportsmen und Regattaweibern vorgeworfen, daß sie sich im Barbarenland von einem lächelnden Herzensfischer ködern ließen.) Sackgrob sogar. Doch nicht so gefährlich wie das Gefäßel von Wilhelm dem Friedlichen.

Frankreich hat seine Sorgen. Wir haben unsere. Ruhe ist Kaiser- und Bürgerpflicht. Nicht auf das Häuflein der Wurzellosen wollen wir künftig hören, die, Schreiber, Professoren, Seltsozialisten, von den Aufgaben der Menschengemeinschaft und von friedlichem Lämmersglück innig faseln. Auch nicht auf die eiteln Snobs, die in der Kieler Föhre nach der Hand des Hohenzollern haschen. Nur auf die Stimme des Volkes, das noch immer nicht vergessen kann und dem wir drum Zeit lassen müssen. Auf der Ariane des Herrn Menier hat Wilhelm lange mit Waldeck-Rouffeu geplaudert. Auf der Nirvana der Frau von Béarn hat er den Kolonialgeschäftsmann Etienne kennen gelernt. Auf der Alice des Fürsten von Monaco traf er in Tromsø vielleicht noch einen französischen Minister von vorgestern oder von übermorgen. Daß er solche Nachtingebekanntschaft allzu ernst nehme, brauchen wir nicht zu fürchten. Eine Amerikanerin rühmte ihm neulich den Reiz der guten Stadt Paris und bedauerte, daß er die Herrlichkeit dieser alten Kulturstätte nicht mit eigenen Augen bewundern könne. Höfliche Zustimmung Seiner Majestät. Ein Mittel, sagt die dadurch ermuthigte Milliardenlady, giebt's freilich, das alle Hindernisse rasch aus dem Weg räumen würde. Der Gesprächspartner markirt höflich gespannte Aufmerksamkeit. „Ein enthusiastischer Empfang in Paris wäre sicher, wenn Eure Majestät sich entschließen, den Franzosen die Provinzen Elsaß und Lothringen zurückzugeben.“ Rasch folgt die Antwort: „Ach?! Darauf war ich noch nicht gekommen!“ („That did n't occur to me.“) Die ahnungslose Amerikanerin hatte den Preis der Versöhnung und der Einzugschren deutlicher genannt und richtiger beziffert als bisher alle Staatsmänner und Agenten der Republik.

Rebelsignale.

Ueber das Plänchen des Herrn Etienne und über dessen möglichen Ertrag ist bei uns leider so laut gesprochen worden, daß die Nachbarschaft für ein Weilchen unruhig wurde. Ist Deutschland schon so weit, daß es um Einlaß in den Concern der Westmächte bittet? *Le sourire de Guillaume* in Kiel. Eduard ladet den Reffen nach Windsor. Wir sind auch noch auf der Welt, ruft (in Suworins „*Rowoje Wremja*“) ein Russe den Franzosen zu. Habt Ihr uns ganz vergessen? Glaubt Ihr, wir seien wie arme Verwandte zu behandeln, weil Ihr uns Geld geliehen habt? Das ist sicher und gut angelegt; besser, als Ihr's heute unterbrächtet, wenn wir's Euch wiedergäben. Wir bitten um etwas mehr Rücksicht. Sonst: in unserem Feuer liegt noch ein anderes Eisen. Gar zu hochmüthig dürft Ihr nicht sein; habt jetzt ja auch Meuterei und Rebellion und könnt Euch freuen, wenn eine alte, achtbare Monarchie mit Euren regirenden Schreckensmännern den Verkehr fortsetzt. Eine Warnung, die man nicht unzeitgemäß nennen darf. Paris schien die *nation amie et alliée* wirklich vergessen zu haben. That wirklich, als seien die Anleihe Milliarden (die doch sehr anständigen Zins tragen und bei Kolowzew sicherer aufbewahrt sind als im Transvaal, beim Scherifen oder auf dem Kupfermarkt) in die Rewa versenkt. Hatte im Herzensschrein, wo einst Nikolais Ikon prangte, nun das Lichtbild des Britenkönigs. Sollte daneben nächstens vielleicht gar noch Wilhelm thronen? Den, Ungetreue, sieht der Gossudar, der in der dumalosen, der herrlichen Zeit nicht im goldenen Käfig zu hocken braucht, im Sommer in der Wiborger oder im Herbst in der Danziger Bucht. Dem könnte einfallen, daß drei Großmächte noch nicht völlig vom Reiz des Angelnherrschers umgarnt sind. Wir haben nichts Schriftliches von uns gegeben; sind auch Euch nur durch Handschlag verpflichtet. Rußland, Deutschland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika: auch dieser Dreibund (dem Oesterreich nicht fern bleiben könnte) wäre nicht zu verachten. Die Warnung wirkte. Herr Pichon ließ flink die Offiziosen antreten und salutiren; der in Suworins Blatt angegriffene Botschafter Bompard bekam von Nikolai einen hohen Orden: und Alles kehrte, wie im Drama Corneilles, wieder zur alten Ordnung. Eduard wäre sehr böß geworden, wenn der Junior-Partner den Mann in Osteuropa, von dem noch so viel zu hoffen ist, vor den Kopf gestoßen hätte. Und Frankreich hält auf den alten Ruf seiner Höflichkeit. Grollt auch dem Nachbar im Südosten nicht. Austro-italische Verständigung? Das Rothwendigste, was irgend noch zu erdenken ist. Der Temps muß Italien zureden, sich nicht etwa lange zu zieren. (Warum? Weil Italien die Zuredewünscht; öffentlich, vor Europas Ohr. Weil es im Dreibund nur bleiben

kann, wenns mit Oesterreich nicht allzu schlecht steht; und weil nach der Aufknüpfung des Dreibundes die mitteleuropäischen Kaiserreiche mit gesteigertem Eifer neue Kombinationen suchen könnten.) Freiherr Lexa von Aehrenthal reist zum Signore Tittoni nach Vefio; reist mit ihm nach Raconigi zum klugen, stillen Victor Emanuel. Und wir vernehmen: Einig für alle Ewigkeiten. Erhaltung des Gleichgewichtes, status quo, unverändertes Gefühl für den dritten Bundesgenossen (den die ins Weite geschickte Note nicht nennt). „Was auch geschehen, welche Möglichkeit sich auch bieten mag: wir sind einig, bleiben unter allen Umständen vollkommen einig.“ Wenn ein Diplomat von der Schulung und Selbstdisziplin Aehrenthals (der vor der Abreise den als Feind Italiens verrufenen Thronfolger Franz Ferdinand aufgesucht hatte) den Mund so voll nimmt, muß er triftige Gründe haben. Die Treudenta ist siech. Verzichtet Italien auch auf das ostadriatische Küstenland? Oesterreich auf die Armirung seiner Gebirgspässe und auf den Wunsch, durch die italienische Drohung Ungarn in der Gesamtmonarchie zu halten? Ist für Albanien, Makedonien, Montenegro Alles vorgesehen? Dem Deutschen Reich die (nützliche) Pflicht zur Vermittelung zwischen Oesterreich und Italien auch schon abgenommen? Oder probirt man wieder mit dem Veröhnungsspiel, das Louis Napoleon in die Mode gebracht hat, und vertagt weißlich die kleineren Herzenswünsche, weil große Entscheidungen nahen? Warten wirs ab; und freuen uns einstweilen, daß der gestern von Savona bis Reggio verwünschte Dreibund heute wieder populär ist.

Für sechs Jahre ist er auch uns nun wieder süße Gewißheit; und wir sollten nicht jubeln?.. Wir wollen nicht klagen. Die Verlängerung (richtiger: der Verzicht auf die Kündigung) ist unnützlich, doch auch unschädlich. Die Geschichte des Dreibundes lehrt ja, besonders deutlich auf ihren letzten Blättern, daß er, trotz dem unzweideutigen Namen, Keinen bindet, Keinen an der Anknüpfung neuer Freundschaft hindert. Deutschland und Italien scheidet noch heute kein Interessenkonflikt. Aber Italien ist der Französischen Republik und dem Inselreich Eduards, just also den möglichen Gegnern unserer nahen Zukunft, intim befreundet, Theilhaber am expansiven Geschäft der Westmächte und im Mittelmeerbund mindestens mit dem Herzen engagirt. Auch wenn es sich wirklich, ohne deutsche Vermittelung, in einem Separatabkommen mit Oesterreich verständigt hätte, würde es im Dreibund bleiben, weil diese Zugehörigkeit den Werth seiner Freundschaft Anderen erhöht. Wozu der unbequeme Lärm eines Bruches? Wohlerzogene Leute scheuen ihn und nehmen, um das unliebame Aussehen zu meiden, gern die nicht allzu schwere Last höflicher Rücksicht auf sich. So ist's im privaten Verkehr; so in dem civilisirten Völker. Vor Ausflüssen braucht der theure

Bundesgenosse vom Apenninus aus uns nicht zu warnen. Gar so ernst fassen wir die deutsch-italienische Sozietät nicht auf. Das thut nur die für Staats- und gelehrte Sachen privilegierte Bossische Zeitung, die Deutschland umworben sieht und den Dreibund für einen „Machtfaktor“ hält, „mit dem in der internationalen Politik gerechnet werden muß.“ Wir nicht Privilegirten sind nüchterner. Haben das in den letzten elf Jahren schwer Gelernte nicht vergessen. Kennen, seit Visconti-Venosta Crispis Nachfolger geworden ist, die Interpretatorkunst, womit italienische Staatsmänner Verträge deuten. Wissen, daß wir weder gegen England noch gegen Frankreich auf Italien (und gegen Rußland nicht auf Oesterreich) zu rechnen haben. Und daß dieser Dreibund, wie, uns zum Trost, jetzt gedruckt ward, nirgends mehr Argwohn erregt: weil er unschädlich ist; ein Sommerhäuschen, das keinem Sturm Stand halten würde. Unsere Feinde wünschen ihm Dauer; weil sie hoffen, er werde uns an der Wahl einer stärkeren strategischen Stellung hindern. Wird er? Ein klügeres Kollege unseres Freundes Eugen Etienne, der Kriegsminister Mercier, trotz der priesterlichen Befensfärbung der tüchtigste Heeresorganisator der Dritten Republik, hat seinen Stab stets gewarnt, sich beim Besetzen gemachter Fehler aufzuhalten. „Il faut, en tout instant, garder exclusivement l'emploi de ses facultés pour l'examen de la situation présente et l'étude du meilleur parti à en tirer.“ Und Waldeck-Roussseau hat das Wort oft wiederholt.

Sonne und Sterne.

Will im Fernen Osten das Land, das die rothe, sechzehn Strahlen ausfendende Sonnenscheibe im Flaggentuch führt, nach dem Rath seiner neusten Bundesbrüder handeln? Shimonoseki: ein Fehler; noch war gegen den Herrnwillen europäischer Großmächte nichts zu erreichen. Eine Enttäuschung: der franko-russisch-deutsche Befehl erzwang die Aenderung des China aufgenöthigten Friedensvertrages und die Räumung der Liauhalbinsel. Portsmouth (New Hampshire): neuer Fehler; auf der Ostflanke war der Eisbär nicht tödtlich zu verwunden, im Amurgebiet, wo sie wieder die Hordentaktik der Tatarenzzeit anwenden konnten, den Russen nicht beizukommen. Neue Enttäuschung: Rußland brauchte seine Seefestung Wladivostok nicht zu schleifen, behielt den schützenden sibirisch-mandschurischen Grenzgürtel, die Eisenbahn, die, als einzige direkte Landverbindung zwischen Europa und Ostasien, von Jahr zu Jahr werthvoller wird, und verlor kein wichtiges Stromgebiet; Japan bekam nur die Hälfte von Sachalin und mußte die Kosten des Krieges selbst tragen. Also weiter Reiskarren schieben, Papier bspinseln und darben. Ehre mag des Menschen-

Hirns herrlichstes Gebild sein; kann aber weder dem Krüppel ein Bein ansetzen noch den leeren Bauch füllen. Zweimal gestiegt; und zweimal verrechnet. Das Land des Tenno war nicht reicher geworden. Winkelte der verlorenen Hoffnung aber nicht lange nach, sondern suchte den Weg, auf dem rasch gutes Land und blankes Geld zu gewinnen sein könne. Suchte und fand. Keinen Blick mehr rückwärts. China, England, Frankreich wollen uns befreundet sein? Einverstanden. Rußland will in ein besseres Verhältniß zu uns? Gern. Aus den Bezirken von Blagowjeschtschensk, die wir überrumpeln könnten, ist für uns auf die Dauer nichts Rechtes zu holen; selbst wenn Naphtha und Kohle, Kupfer und Blei, Silber und Gold garden Erdschoß schwängern. Wir dürfen nicht an verpaßte Gelegenheit denken. Wir müssen den Rücken frei haben und die Arme rühren können; denn diesmal gilt's einem Kampf, der die Noth des Volkes endet und sein Mühen nicht nur mit welkendem Lorber belohnt.

Seit in San Franzisko einem Japanerknaben der Plag neben weißen Schulkindern geweigert, in Kalifornien überall die Forderung vertreten ward, den Söhnen des Sonnenaufgangsreiches das Thor zu sperren und die schon eingelassenen im Verkehr streng von der weißen Menschheit zu sondern, hören wir, Japans rüste sich zum Kriege gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Zeit zu Zeit wurde eine Schwichtigung versucht. Roosevelt hat den Nobelpreis. Amerika ist friedlich und Japan noch friedlicher. Vom Japanischen Meer kam (leis) andere Botschaft zu uns. „Der gelbe Mann von Zipangu hat nie eine Kränkung vergessen; hat sie dem Beleidiger so lange nachgetragen, bis er über ihn herfallen und den Schimpf mit Blut abwaschen konnte. Und die Yankee's haben ihm mehr als zu viel angethan; ihn, der die Reiche des Himmelssohnes und des Papstkaisers niedergerungen und den Erdball mit seinem Ruhm erfüllt hat, wie einen Neger behandelt. Glaubst Ihr, er werde den Ablauf des Einwanderergesetzes geduldig erwarten? Bis übers Jahr 1910 hinaus sich ducken? Nein: sobald er fertig ist, holt er sich seine Rache über den Stillen Ozean. Seht Euch im Land um: da qualmt's, rasselt, schnurrt und wimmelt. In allen Häfen wird hastig Ladung gelöst. In allen Fabriken mit Ueberstunden gearbeitet. Keine Hand bleibt unthätig. Frauen und Kinder sogar helfen bei der Herstellung von Munition. Denn drei Viertel aller Arbeit gilt der Waffen- und Sprengstoffindustrie, dem Schiffbau, der Fabrication von Panzerplatten und anderem Kriegsgewähl. Ihr rümpft die Nase und fragt, woher denn das Geld kommen solle? Die letzten Taels werden zusammengekrakt. *Vivere non est necesse*: der Sinn dieses Wortes lebt hier in jedem Herzen. Diese Leute brauchen keinen Flottenverein und keine „zündenden Tafelreden“ nach westlichem Muster. Han-

deln wollen sie, nicht reden; und werden sich hüten, durch unkluges Getöse die Welt aufzuscheuchen, die ihnen ohnehin schon mißtraut. Wie vor dem mandchurischen Krieg machen sie: sind höflich und schweigen. Bis ihre Stunde schlägt. Ihnen bleibt auch keine Wahl. Selbst wenn sie, die sich vor jeder Fährlichkeit von ihrem Gefühlsballast erleichtern, auf süße Rache verzichten wollten: sie müssen siegen, diesmal über einen zahlungsfähigen Feind, oder, nach blendenden Eintagserfolgen, auf ihre nationale Zukunft verzichten. Laßt Euch nicht einlullen! Der Japaner ist ein Meister in den Künsten des Truges. Der Krieg kommt. Er wird mit grausamer Wildheit geführt werden, doch kurz und billig sein.“

Fast möchte man glauben. Trotzdem die Regierung des Tenno die Völker der Erde für das Jahr 1912 zu einer Weltausstellung ladet. Warum nicht? In Yokohama, Kioto, Osaka ist von dem vor zwei Jahren beendeten Krieg längst nichts mehr zu merken und Tokio wäre heute schon zu einer Weltausstellung bereit. Bis 1912 ist, gut oder schlimm, Alles überstanden. Der Japaner läßt seine Gedanken nicht ins Weite schweifen und schmiedet nicht Pläne, die in unabsehbarer Zukunft einst brauchbar werden könnten. Er lebt nur der nächsten Pflicht. Wer in den Krieg zieht, scheidet aus der Gemeinschaft der Lebendigen; kehrt er dennoch zurück, so schenkt der glückliche Zufall ihm ein neues Leben. Ob Viele, ob Wenige auf der Walstatt bleiben: auf der Höhe und in den Tiefen kribbelt es weiter. Und auch der Bodensatz des Volkes will endlich aus dem Elend heraus; nicht in Kummerniß und harter Fron nur sich nähren, sondern die Möglichkeit eines Wohlstandes vor sich sehen. Krieg oder, Krieg und Weltausstellung: Beides verheißt Geld. Und Japan ist, mit seiner um fünf Milliarden erhöhten Staatsschuld, nach dem mandchurischen Triumph ärmer als vorher. Die schmalen Bezirke der anbaufähigen Bodenfläche sind so dicht bevölkert wie kaum irgendwo auf der Erde eine Provinz. Auf den Philippinen ist Raum; in Kalifornien für eine ganze Menschheit. Die unwirthlichen Kratergebiete des Inselreiches nützen den hungernden Hemin nicht; kein Pflugchar kann Granit und Porphyr lockern und kein Saatkorn keimt im Geröll vulkanischer Kuppen. Jenseits vom Stillen Ozean ist das fruchtbarste Land. Wirds wirklich Ernst? Die Amerikaner schicken ihre Atlantisflotte an die pazifische Küste. In Sagalenland und in Kalifornien werden gelbe Spione abgefangen. Die schweigsamen, vorsichtigen Japaner öffnen die Lippen zu seltsamen Komplimenten. „Die Frikoleute haben die Nachwirkung des Erdbebens noch im Kopf und können deshalb nicht mehr klar denken.“ „Die amerikanischen Seeoffiziere machen sich im Tanzsaal sehr stattlich; an Bord ist mit ihrer eleganten Unerfahrenheit nichts Rechtes anzufangen.“ Natürlich bestreiten beide Regierungen, daß an Krieg zu denken sei. Jetzt, während der Vertreter Mutsumitos im

Haag neben dem Delegirten des Sternbannerstaates sitzt! Dieses Argument wäre wirksamer, wenn nicht auf die erste Friedenskonferenz, wie die Thräne auf den Zwiebelduftreiz, zwei blutige Kriege gefolgt wären. Die Philippinen haben Holz und Kohle, Tabak und Hanf; ihr feuchter Boden kann unermeßliche Reidernten liefern. Und diese Inselgruppe sperret den Stillen Ozean und giebt ihrem Besitzer das Herrenrecht auf Chinas Märkte. Soll Rippon warten, bis auch diese Gelegenheit verpaßt, der Panamakanal eröffnet, die amerikanische Flotte modernisirt ist? Solches Zaudern, das ein ersehntes Erbe verträdeln müßte, war ihm bisher nicht zuzutrauen. Uncle Sam ist in Central- und Südamerika, trotz dem Panamerikanischen Kongreß und *Roots' pénetration pacifique*, nicht sehr beliebt. Würde es vielleicht aber, wenn er gezwungen wäre, seinen Rassenstolz gegen Gelbe zu waffnen. Einstweilen rechnen die Japaner darauf, daß die Negritos, Tagalen und andere Malaienentel, in Mexiko alle Farbigen (achtzig Prozent der Bevölkerung) sich für sie erklären. An Qualität der Schiffe, Geschütze und Mannschaft ist ihre Marine der amerikanischen überlegen; und sie kann von Makung, dem Haupthafen der Fischerinseln, die als Basis der Operationen zu benutzen wären, Luzon in zwei Tagen erreichen. In Kalifornien und Mexiko, auf Guam und Hawaii sitzen hunderttausend Menschen ihrer Farbe. Und die Vereinigten Staaten hätten auf der Ostseite morgen noch keinen starken Stützpunkt. Siegen sie dennoch und bedrängen den Tenno in seinem eigenen Land, dann muß Britannia dem gelben Hausfreund beispringen. Vielleicht kommts deshalb nicht zum Krieg. Englands Könige haben ihre Rechtsansprüche mit stilleren Mitteln durchzusetzen gewußt.

Waldersee (Geheimrath Goldberger hat's im vorigen Jahr erzählt) brachte aus Ostasien die Ueberzeugung heim, Japans expansiver Drang werde die Vereinigten Staaten hindern, ihrer Wirthschaftblüthe ohne Bitterniß sich zu freuen. Und der gekrönte Schüler dieses verschlagenen Strategen hat mehr als einmal recht laut gesagt, England werde einst Indien gefährden oder Kanada opfern, Japan im Stich lassen oder den Haß der weißen Menschheit in den Asienkauf nehmen müssen. (Ganz so schwierig wäre die Option wohl nicht; denn Britanien ist nach dem Vertrag nur für den unwahrscheinlichen Fall japanischer Territorialbedrängniß zum Beistand verpflichtet.) Beide hielten diesen Krieg also für mindestens möglich. Das ist er; und bietet dem Dai Nippon die einstweilen letzte Glückshoffnung. Eine naturhistorische Nothwendigkeit aber ist er nicht; und die Hoffnung würde erst wärmende Gewißheit, wenn die gelbe Welt die weiße unterjocht hätte. Ein von Siegen verwöhntes, im Krieg seine werthvollste Industrie schäpendes Volk, das verzwerger, ins Chinesenthum zurückzückern oder den kühnsten Rassenkampf der Erdgeschichte aufnehmen muß: da naht eine große Entscheidung. Und die Kleinen, europäischen werden von der Angst vertagt.

Kolonialjustiz.*)

Die potsdamer Disziplinarkammer hat wieder einmal über zwei Kolonialbeamte zu Gericht geseffen. Dieser Gerichtshof besteht sicherlich aus lauter ehrenwerthen, unparteiischen Richtern. Aber was verstehen diese Herren von den eigenartigen Verhältnissen unserer überseeischen Kolonien? Die meisten dieser Richter haben vielleicht niemals aus eigener Anschauung außereuropäische Verhältnisse kennen gelernt. Daß in unseren Kolonien alle Lebensbedingungen ganz anders sind als in der deutschen Heimath, ist außer Zweifel. Daß unsere farbigen Mitmenschen eine andere Menschenklasse sind und daß sie anders behandelt werden müssen als die indogermanische Rasse, kann nur einseitiger Doktrinarismus bestreiten. Vor dem Gesetz sollen angeblich alle Menschen gleich sein. Wollte aber ein deutscher Richter alle Aussagen der Farbigen eben so bewertben wie die der Weißen, so würde solche naive Rechtsprechung bald zu den ungeheuerlichsten Ungerechtigkeiten führen. Denn unsere schwarzen Brüder (mögen sie nun Heiden oder äußerlich Christen sein) sind nun einmal in ihrer Mehrzahl die verlogenensten Kerle, die man sich denken kann. Wer Das nicht gern glaubt, darf natürlich nicht einen gelehrten einheimischen Juristen oder Professor fragen, noch etwa einen liberalen Abgeordneten; hierüber können selbstverständlich nur solche Europäer Auskunft geben, die eine Weile in der Kolonie gelebt haben, als Kaufmann, Beamter, Offizier oder Farmer. Werden die Schwarzen den Weißen völlig gleichgestellt, so entsteht in ihnen die Lust zur Ueberhebung und die unausbleibliche Folge ist dann, daß die Millionen Schwarzen sich gegen die von den paar weißen Eindringlingen ihnen aufgezwungene Herrschaft empören. Wer die Gleichheit will, darf sich über Kustände nicht wundern. Wenn wir unsere Kolonien behaupten wollen, müssen die Europäer die Herren bleiben, die Eingeborenen die Unterjochten, die mit gerechter, aber mit eiserner Strenge zu behandeln sind. Das scheint in weiten Kreisen der Heimath immer noch nicht erkannt zu werden; und dieser Uebelstand zeigt sich am Schärfsten in dem Mangel an Verständniß, den unsere Richter oft den kolonialen Zuständen entgegenbringen.

Wenn heimathliche Richter über deutsche Kolonialbeamte, über Offiziere oder Mannschaften der Schutztruppe zu Gericht sitzen, so muß gefordert werden, daß der Gerichtshof mindestens zur Hälfte aus solchen Richtern bestehe, die in der Kolonie thätig waren, damit bei der Rechtsprechung der gesunde koloniale Menschenverstand zu Wort kommt. Unsere überseeischen Gouverneure werden mit Recht verantwortlich gemacht für die Sicherheit der Lebens- und Erwerbsbedingungen in unseren Kolonien. Und da erkennt die potsdamer Disziplinark-

*) Dieser Artikel ist vor dem münchener Peters-Prozeß geschrieben worden.

kammer auf Dienstentlassung gegen einen Gouverneur, weil er einen diebischen, verstockten Eingeborenen an einen Mast binden ließ (diese Straffart ist auch in der deutschen Marine und im deutschen Heer in Kriegzeiten gesetzlich zulässig) und weil der Eingeborene zufällig bald danach gestorben ist!

Da beantragt in Potsdam ein Staatsanwalt Dienstentlassung, weil ein in zwanzigjährigem Kolonialdienst ergrauter Gouverneur einem in kolonialen Dingen unerfahrenen Richter seines Bezirkes über die Bewerthung der Aussagen der Schwarzen sehr vernünftige Anweisungen ertheilt hat. Diese Juristen (der Disziplinkammer und der zu solcher Entscheidung berufenen Landgerichte) sollten so bald wie möglich auf ein Jahr zur Dienstleistung in die Kolonien kommandirt werden; dann würden sie ihre Auffassungen wunderbar schnell berichtigen.

Wenn wir die zum größten Theil arbeitsscheuen und hinterlistigen Schwarzen den Weißen gleichstellen wollen, dann dürfen wir keine Kolonien halten: denn die ganze Kolonialpolitik basirt darauf, daß wir Europäer den minderwerthigen Eingeborenen fremder Erdtheile mit roher Gewalt ihr Land abgenommen haben und uns mit Gewalt dort behaupten.

Die potsdamer Disziplinkammer hat ferner einen Kolonialbeamten mit Strafe belegt wegen eines Vergehens (nicht etwa wegen eines Verbrechens), das über zehn Jahre zurück liegt. Nach dem Deutschen Strafgesetzbuch ist dies Vergehen längst verjährt, darf also strafrechtlich nicht mehr verfolgt werden. Auch für die Disziplinkammer ist eine Bestimmung nöthig, nach der Verfehlungen von Beamten eine Verjährungsfrist haben. Gleiches Recht für alle Deutsche!

Wann wird man endlich erkennen, daß wir durch fortgesetztes Ausgraben und Aufbauen von kleinlichen „Kolonialskandalen“ der gedeihlichen Entwicklung unserer Kolonien nicht nützen, sondern nur schaden und daß wir durch solche Kolonialpolitik vor dem Ausland, das schadenfroh zusieht, uns nur lächerlich machen? Was schadet es dem gesunden Ausblühen unserer Kolonien, wenn wirklich einmal ein Eingeborener etwas rauh angefaßt wird, wenn nach althergebrachter dortiger Landesfite ein farbiges Mädchen gekauft wird oder wenn ein Offizier oder Beamter unserer Kolonien, der im Dienst des Vaterlandes täglich sein Leben in die Schanze schlägt, nicht mönchisch keusch lebt? Nur heuchlerische Bierstubenphilister machen darüber ein großes Geschrei. In Großbritannien und in den Vereinigten Staaten sind ähnliche Dinge einfach undenkbar. Dazu haben unsere angelsächsischen Vettern viel zu viel praktischen Patriotismus und zu viel common-sense. Beides ist in der öffentlichen Meinung unseres lieben Vaterlandes leider noch oft zu vermissen. Möge es in der neuen Zeit, die für unsere Kolonien zu dümmern scheint, anders werden.

Baden-Baden.

Baron Heinrich von Puttkamer,
Generalmajor a. D.



Richard Strauß.

Schweige zu Vielem still, denn ich mag die Menschen nicht irre machen „und bin wohl zufrieden, wenn sie sich freuen da, wo ich mich ärgere.“ Ein gutes Wort des alten Goethe. Aber — gehandelt hat selbst er nicht immer danach; und Naturen wie Lessing, Herder, Schiller thatens noch weniger. Nur der ganz große schöpferische Mensch darfs. Für jeden Anderen ist solches *laissez aller*, *laissez faire* eine Verübung an der Kulturentwicklung. Leider eine sehr übliche, denn auf jedem Feld menschlicher Thätigkeit sind gerade die besten der mittleren Begabungen, die zu Vielem stillschweigen und gehen lassen, was sie nicht billigen. Alle ungesunden Zustände im politischen, gesellschaftlichen, künstlerischen Leben einer Zeit sind meist Folgen solcher Gleichgiltigkeit. Fast ein Musterbeispiel für diese Thatsache bietet unser Leben von heute. Auch unser öffentliches Musikleben. Die Presse macht's, die Presse lobt's: „Der Fortschritt hat gesiegt. Alles ist herrlich. Eine Zeit der höchsten Kultur, der größten Ereignisse und glänzendsten Triumphe. Ueberall rege Kräfte und, allen Größten ebenbürtig, ein Meister wie Richard Strauß an der Spitze.“ So hören wir's täglich; und so laut, so ausdringlich laut, daß die Menge an Einstimmigkeit des Urtheils glaubt. Und doch sind die Musiker nicht dabei. Die schweigen. Einzelne haben zu reden angefangen. Segen Die werden aber sofort Kesselstreifen veranstaltet. Unser Musikleben muß herrlich bleiben und Richard Strauß sein Haupt. So will's die Kritik. Also muß die Anti-Kritik energischer einsehen. Eine Anti-Kritik sei das Folgende. Sie beweise, daß Strauß nicht Der ist, zu dem ihn die Mode gemacht hat, nicht der erste Musiker der Gegenwart, nicht Erbe oder gar Ueberwinder Wagners, überhaupt keiner von der Großen der Musikgeschichte; sie verweise ihn zurück an den Platz, der ihm nach seiner Begabung gebührt. Was dabei gesagt wird, ist zum größten Theil nicht Einzelmeinung, sondern latente Ueberzeugung sehr vieler Musiker und Musikfreunde.

Alles Künstlerische ruht auf zwei Grundlagen, auf Persönlichkeit und spezifischer Begabung für eine bestimmte Kunst. Nach dem Verhältnis dieser beiden Elemente bestimmt sich der geschichtliche Werth eines Kunstschöpfers. Nur wo Gleichgewicht zwischen Beiden herrscht, ist Größe möglich. Möglich erst; vorhanden nur, wenn sich um Gleichgewicht zwischen einer Persönlichkeit außerordentlichen Kalibers und einer spezifischen Begabung höchster Qualität handelt. Beethoven. Fehlt das Gleichgewicht, so macht die kräftige Entwicklung eines der beiden Faktoren den Mangel des anderen um so bemerklicher. Richard Strauß ist ein typisches Beispiel dafür. Bekannt ist, daß er sehr früh Musik schrieb. Er wuchs mit Musik auf und hatte und behielt die Gabe, Ausgenommenes rasch und geschickt umzubilden und weiterzugeben. Aufgenommen ist das Meiste in ihm. Er hat den Instinkt dafür, mit der Zeit zu gehen und Das, was ihr gemäß ist, sich aus ihr anzueignen. Seine ersten Sachen sind noch Mendelssohn und Schumann; dann giebt's Brahms-Anwandlungen; dann kommt Wagner und Disch über ihn; er versucht in der Zeit, da er in Bayreuth beliebt war, mit einem *Werk à la Parsifal* (Gunttram), findet aber, daß dazu doch zu wenige der Assimilation fähige Elemente in seiner Natur sind, läßt sich von dem in Mode kommenden Nießche zu seinem Parathustra regen, der nur beweist, daß er von Nießche viel weiter entfernt ist als vom Ueberbrettel, dessen 'vorübergehende Erscheinung die Brettkloper „Feuersnoth“ veranlaßt,

bis endlich die Wilde-Epidemie günstigen Anlaß zur Verwerthung von Salome giebt. Man vergleiche damit die Entwicklung Beethovens, Mozarts, Wagners.

Doch reden wir erst von dem Musiker Strauß. Selbst seine Freunde geben zu, daß Der das Beste an ihm ist. Seine außerordentliche musikalische Veranlagung ist unbestritten. Es fällt ihm leicht, klingende, effektvolle Musik zu schreiben, zu verwerthen, was sich ihm bietet. Ohne lange Wahl. Ohne Originalität. Die Erfindung ist das Schwächste an dem Musiker Strauß. Das Beste der Sinn für Klang und Farbe, die geschickte Verarbeitung des Materials, die Technik. Wegen dieser Technik wird er als Wunder angestaunt. Es lohnt sich, zu prüfen, ob nicht auch bei ihr das Aufgenommene eine große Rolle spielt. Ist er in der Harmonik ein Neuerer, ein origineller Finder, reicher als andere Deutsche, als die neuesten Italiener und Franzosen, so natürlich und geschmackvoll wie sie? 1890 hat Hugo Wolf, um nur ein Beispiel zu nennen, sein Spanisches Liederbuch beendet. Welche Fälle von Versuchen, kunstvoll gewählte harmonische Mittel zur Erhöhung des musikalischen Ausdruckes zu verwenden; 1894 bis 96 schreibt Strauß seine op. 27, 29, 31. Welch eine Fälle harmonischer Gemeinplätze! Um moderner zu werden, hat er sich dann das Häufen von Dissonanzen, eine unreinliche Harmonik, angewöhnt, die doch nur mit gesuchten, übertriebenen Mitteln besonders raffinierte Effekte erreichen will. Die feineren harmonischen Reize genügen oder vielmehr gehorchen ihm nicht. Es ist aber keine Kunst, möglichst unverwandte Akkorde zu gleicher Zeit erklingen zu lassen. Nicht aus künstlerischem Gefühl, sondern aus dem Reich des Verstandes und Wiges stammt solcher Sport.

Wie weit Straußens Instrumentirungskunst original ist, können eingehende Untersuchungen in Fachblättern feststellen. Betonen darf man, daß der Fortschritt über Das hinaus, was Berlioz, Liszt und Wagner schon vor fünfzig Jahren geleistet haben, vor Allem in der Vermehrung der Mittel, der Differenzirung auf der einen, der Vergrößerung auf der anderen Seite besteht, daß aber auch die Leistungen der zeitgenössischen Italiener, Franzosen und Slaven nicht vergessen werden dürfen, wenn man die Verdienste um die Bereicherung des Orchesterklangs den richtigen Leuten zuerkennen will. Immerhin: die Ausnutzung aller Mittel, die genaue Kenntniß der Fähigkeiten aller Instrumente, ein sehr ausgebildeter Sinn für Klang und Zusammenklang haben erreicht, daß die Instrumentation von Richard Strauß typisch für die neueste Zeit ist und daß er vorbildlich bleiben wird als Beherrscher des komplizirten Orchesterapparates, sei es auch nur, weil er Alles, was auf dem Gebiet vor und neben ihm geleistet worden ist, mit außerordentlich geschickter Hand zusammenfaßt. Sättigung des Klanges, Wirkung des ganzen Orchesterkörpers kann man aus diesen Partituren am Bequemsten lernen.

Ob's Leute giebt, die beim Preisen straußischer Technik auch an seine musikalische Sayweise denken, weiß ich nicht. Jedenfalls bewiesen sie damit nur ihre musikalische Unbildung. Was man straußische Kontrapunktik nennt, ist technisch so leicht und steht so tief unter Dem, was die Alten geleistet haben und was in anderer Weise neue Italiener wie Bossi und Deutsche wie Reger mit spielender Leichtigkeit leisten, daß man von Strauß-Thaten auf diesem Gebiet still sein sollte.

Strauß hat neben seiner Instrumentation zwei Spezialitäten: musikalische Sinnlichkeit und musikalischen Witz. Für die erste, für die Begabung, gewisse leidenschaftliche Steigerungen, besonders die sinnlicher Grotesk, treffend wiedergegeben, sind

als Beispiel zu nennen wieder wie „Cäcilie“, „Heimliche Aufforderung“, „Und wärst Du mein Weib“, ferner Don Juan, die Liebesgenen im Heldenleben und der Domestica, der Clou der „Feuersnoth“, „Salome“. Der sinnlich wirksame „Reiher“, der auch Trivialitäten nicht verschmäht, ist eins der Hauptwirkungsmittel von Strauß, das ihn bei der Menge populär gemacht hat. Seine zweite Spezialität ist der Witz. Nicht Humor, sondern Witz. Meist ist er scharf, in wenigen Fällen gesucht, öfter frech. Witz ist das eigentliche Element der straußischen Musik. Ganz fehlt es fast nie. Don Juan, Heldenleben, Jarahtustra, Domestica, Salome enthalten ihn nebenbei; Eulenspiegel, Don Quixote, die Burleske, Feuersnoth und so und so viele Lieder leben davon. Zur Bestimmung seiner Farbe paßt am Besten das Wort: Simplizissimus. Auch diese Eigenschaft mag viel zur Popularisierung von Strauß beigetragen haben. Die Zeit ist dem Ernst und der Tiefe nicht hold. Ein witziger Spötter findet leicht ihr Ohr.

Am Schnellsten durchgebrungen ist Strauß mit seinen Liedern. Ein paar gute Vortragskünstler traten für ihn ein und die Mode half mit. Man hat Strauß als den größten musikalischen Lyriker der Gegenwart gerühmt, als den eigentlich modernen, weil er den Muth gehabt habe, moderne Texte zu komponiren und für die Lyrik seiner Zeitgenossen einzutreten. Hat er Das wirklich? Bestimmt künstlerischer Werth die Wahl seiner Texte? Ist überhaupt Konsequenz in seinem Liederschriften? Folgt er nicht vielmehr hier, wie überall, mit viel Instinkt dem Gang und Drang der Zeit? Haben nicht nur persönliche Beziehungen leicht abgefärbt? Hat er sich überhaupt am Besten neuerer Lyrik versucht? Er beginnt harmlos mit Gilm, Schack und Dahn. Als er dann „moderner Mensch“ wird, komponirt er Mackay, Hendell, Bierbaum, Dehmel, Villencron, Rückert, Heine und Andere in buntem Durcheinander; darunter recht Mäßiges. Er wählt Lieder, in denen etwas sinnlicher Lebensrausch, ein Wischen Kühnheit (nicht zu viel) ist, die Witzchen erlauben oder wie Dehmels Arbeltmann sensationell wirken können, die sich modern geben, aber auch die liebe deutsche Sentimentalität nicht vergessen (Bierbaum). Was ist an Alledem (von Villencron abgesehen) modern, fortschrittlich, künstlerisch groß? Und woher kommt der Erfolg? Von der „Dankbarkeit“ der Texte und einer geschickten Verbindung von Trivialität und Sensation. Nicht einmal die Sprachbehandlung ist einwandfrei. Von Fortschritt von einem opus zum anderen ist gleich gar keine Rede, weder in der Wahl der Texte noch in ihrer musikalischen Gestaltung. Man sehe sich op. 56, die neuesten Lieder von Strauß, an. Er versucht sich an Goethes „Gefunden“, für das ihm die Schlichtheit und innere Wärme fehlt (denn man schiebe nicht auf die Musik, was Wirkung des nicht tot zu machenden Gedichtes ist!), er experimentirt an „Blindenklage“ von Hendell und „Im Spätboot“ von Meyer, zwei nicht nach Musik verlangenden Gedichten, in deren Vertonung deshalb viel Gesuchtes, Absichtliches ist, und nimmt drei Gedichte von dem alten bewährten Heinrich Heine, um einen seiner üblichen Reiher und zwei harmlose Kleinigkeiten mit kindlichen Affuren und absichtlichen Effectchen draus zu machen. Das ist der Komponist, den man als eigentlich Modernen gegen Brahms und Wolf ausgespielt hat? Vielleicht, weil er am Schluß eines Liedes in echt unklünstlerisch herausfordernder Weise sich wegen des Abschlusses in einer anderen als der Anfangs-Tonart eine witzig sein sollende Kamertung über seine eigene Kühnheit erlaubt? Oder vielleicht wegen des Variété-Witzchens bei den Bräutchen der Liebsten,

durch das er die schlichte Naivetät eines Wunderhorn-Gedichtes gerührt? Oder weil er zu Kling-Klang-Verfen Bierbaums gemüthtriefende Musik gemacht hat? Gewiß sind einige der Lieder erster zu nehmen und geben allerlei Anregungen, aber die Gesamtheit ist geradezu ungeheuerlich überschätzt worden. Die Wahl der Texte wie der unbedeutende Werth der musikalischen Erfindung beweisen zur Genüge, daß Strauß nicht unter die Männer gehört, die wir Deutsche große Künstler zu nennen haben. Eine Kluft trennt Strauß von den Brahms, Wolf, Schumann, Schubert. Er ist Gelegenheit-Arbeiter, nicht Gelegenheit-Dichter, noch weniger spezifischer Lyriker. Ihm fehlt alle Konzentration, aller künstlerische Zwang, aller Stil. Er schreibt wohl mal ein paar gangbare Lieder zu brauchbaren Texten.

Sollte eine ähnliche Korrektur des Modegeschmades auch bei dem Symphoniker nöthig sein? Einen Vortheil hat er ja von vorn herein. Er hat den großen Orchesterapparat zur Verfügung und kann seine technische Meisterschaft glänzen lassen. Diese sei immer wieder ausdrücklich anerkannt und muß stets als sehr bedeutungsvolles Moment bei den folgenden Darlegungen mit bedacht werden.

Strauß hat sein Bestes als Symphoniker zu Anfang gegeben. Ich sehe von der symphonischen Phantasie „Aus Italien“ ab, die als malerisches Werk seiner Begabung gut lag, aber vor die Zeit des modernen Strauß fällt. Dessen beste Gaben sind „Tod und Verklärung“ und „Don Juan“. Ihre Vorzüge sind ausgezeichnete Klangwirkung, klarer Aufbau, warmer und natürlicher musikalischer Ausdruck, Kongruenz von Gehalt und Form. Das sind die Werke, auf die sich die Hoffnungen der ernsten Musiker gründeten, als sie für Strauß eintraten und erwarteten, daß er der beste Musiker der Zeit nach Wagner werden würde. Daß daneben die symphonische Dichtung „Macbeth“ stand, ein Werk, dessen Aufbau äußerlich, dessen Thematik nicht sprechend war, das mehr Lärm als tragische Größe enthielt, brauchte zunächst nicht zu befremden. Ein gelegentliches Abirren ist Suchenden stets zu verzeihen. Aber Strauß wechselte das Ziel; nein: er fand das seiner Natur wirklich entsprechende. Und das lag abseits von dem Weg zur höchsten Kunst.

Zunächst begann das Kultiviren des orchestralen Wipes. Gewiß eine Aufgabe, wenn auch keine von den großen. Das Beste und Beste, was Strauß in diesem Genre schrieb, sind „Zill Eulenspiegels lustige Streiche“. Die Instrumentation ist glänzend und ungezwungen witzig. Vorwurf und Ausführung entsprechen einander, die Gedanken reichen aus, da Größe nicht nöthig ist. Mehr Werke dieser Art; und Strauß wäre als Spezialist eines seiner Natur entsprechenden Gebietes eine erfreuliche Erscheinung geworden. Zwar hätte er künstlerische Mängel beseitigen müssen. Fortschrittlich im Sinn Wagners ist „Eulenspiegel“ nicht. Die notwendige, innerhalb der Grenzen der Kunst bleibende Form hat es nicht. Es ist Programm-Musik alten Stils, kein Hinausgehen über Bizet, sondern Rückschritt zu Berlioz, kein völliges Auflösen des zu Grunde liegenden Vorwurfes ins Rein-Musikalische, sondern Erzählen eines begrifflich gebundenen Programmes. „Zill Eulenspiegel“ klingt gewiß auch ohne Programm; man merkt, daß es etwas Lustiges ist. Aber zum völligen Verständniß der musikalisch geschilderten Einzelheiten gehört Kenntniß der Reihenfolge der Streiche, gehören außermusikalische Bedingungen. Die wichtigste Forderung an ein musikalisches Kunstwerk, das modern sein will, ist also nicht erfüllt. Die Grenzen der Kunst sind nicht eingehalten. Ein moderner Musiker darf, wenn er absolute Musik (ohne Wort und ohne Scene) schreibt, nur innerliche

Vorgänge, höchstens allgemeine Naturereignisse (schildern oder Gebrauchsmusik (Tanz u. s. w.) schreiben. Die äußersten Grenzen nach dem Malerischen hin sind durch Programme wie das der Pastoral-Symphonie bezeichnet. Alles Epische, alles Äußere Detail ist wider die Natur der absoluten Musik. Sämmtliche symphonische Schöpfungen von Strauß verstoßen wider dieses Gesetz. Gerade bei den das Kunstwerk und seine Form betreffenden ästhetischen Grundfragen ist Strauß kein Fortschrittler; seine Kunstwerke entsprechen nicht den Forderungen Wagners, sind stilistisch weniger rein als die meisten Liszts. Ja, sie werden im Lauf seiner Entwicklungszeit immer schwächer. Je länger, je mehr wird es Strauß gleichgiltig, ob er ein ästhetisch einwandfreies Kunstwerk schafft. „Ich bin Richard Strauß. Was scheren mich ästhetische Gesetze?“ Davin zeigt sich aber nicht die Freiheit, sondern die Unfreiheit, die geistige Beschränktheit eines Künstlers. „Don Quixote“, das nächste der großen Orchesterwerke, citirt ja allgemein nicht als Kunstwerk, sondern nur als Wig und Orchesterstudie. Ein großer Dirigent sagte mir einmal: „Sehen Sie, so was führe ich auf, damit mein Orchester Schwierigkeiten überwinden lernt. Studirt es die Geschichte von den blöden Himmeln und die anderen Wizeleien, so gewinnt es die nöthige technische Ueberlegenheit zur Lösung wirklicher künstlerischer Aufgaben.“ Eine witzige Orchesteretude. Man muß sie anhören, wie man Instrumentalvirtuosen, die nur Techniker sind, und andere Seitlänger abthut. Zwar ist Strauß für seine Begabung und den Gehalt seiner Wize noch viel zu breitpurig und aufdringlich, also kein Humorist, aber vielleicht ein ganz guter Karikaturist. Als Solchen könnte man ihn gelten lassen, wie man Thomas Theodor Heine, Galbranson und verwandte Literaten gelten läßt. Zu ihnen gehört er. Die aber nennt, trotz aller technischen Meisterschaft auf ihrem Feld, Keiner in einem Athem mit Dem, was uns in der Malerei und Poesie große Kunst heißt. Man thue Vergleichen mit Strauß, bringe ihn bei den reich begabten, meinetwegen geistvollen Beherrschern der Technik, bei den Experimentirern, meinetwegen Revolutionären (dazu ist er aber doch zu harmlos und zu sehr Modemann) unter. Alle gelten lassen: gewiß. Aber Jeden nur an seinem Platz. Wer sich durch sein Auftreten und das seiner Freunde in Gesellschaft einmischt, in die er nicht gehört, muß sich gefallen lassen, hinauskomplimentirt zu werden. Und Strauß gehört nicht zwischen Geister wie Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann, Wagner, Liszt, Brahms, Bruckner, Cornelius, Wolf.

Mit seinem „Heldenleben“ freilich scheint er sich den Größten gleichgestellt zu haben. Scheint. Denn die Größten redeten nicht von sich, nannten sich nicht Helden, hatten die stolze Scheu und Scham adeliger Geister. Jetzt freilich heißt frei nach Heine: „Aus meinen kleinen Schmerzen mach' ich die großen Lieder.“ Bei der „Feuersnoth“ wird dies Thema und das von den Widersachern des Helden zu behandeln sein. Sehen wir uns jetzt erst die „Friedenswerke“ an. Richard Strauß citirt in dem so benannten Abschnitt seines „Heldenlebens“ eine größere Anzahl Themen aus seinen eigenen, des Helden, Werken. Begeistert hat seine Freunde, mit welcher contrapunktischen Kunst er hier gänzlich unzusammenhängende Motive mit einander verbindet. Das hat wohl Keiner gefühlt, daß dieser Katalog von Heldenmusik, aus dem die meisten Zuhörer nur das süßliche Schwachstückchen aus dem „Traum durch die Dämmerung“ kennen werden, etwas ganz Unkünstlerisches ist, dem innere Nothwendigkeit fehlt? Der ausgezeichnete Klang des ersten Abschnittes und der Viebzegene hat darüber hinweggetäuscht, daß ihm nicht nur inner-

liche Größe fehlt, sondern daß es auch kein schöpferisches Gebilde reicher Phantasie, vielmehr eine berechnete Konstruktion klugen Verstandes ist.

Noch mehr Rechnung und Verstand ist ja in dem einige Jahre früher geschriebenen „Paraphrasen“. Musikalisch ist, wie in allen Werken von Strauß, auch darin viel sehr Wirksames. Die einfachsten Zusammenklänge sind durch glänzende Ausnützung der instrumentalen Mittel zu höchster Klangwirkung gesteigert, die Kontraste zwischen harmlosen Melodien und wirren Dissonanzen geschickt ausgenutzt. Aber was hat diese Geschichte mit Nietzsche zu thun? Was ist, um gleich einmal im Sinn Nietzsches zu fragen, schöpferisch an ihr? Wo ist Erfindung? Wo Stil, Größe, Wahrheit? Das Ganze bleibt ein ohne fortlaufende Reflexion unverständliches Verstandesprodukt, das verschiedene klanglich schön wirkende Einzeldrucke verschafft, aber als Ganzes auseinanderfällt. „Das ist eine von den alten Sünden; Sie meinen: Rechnen, Das sei Erfinden.“ oder auch: „Sie meinen: Denken, Das sei Empfinden.“ Diese ganze Musik ist so kläglich ausdrucksarm, wenn sich nicht gerade um ein Bißchen Erosif handelt, so dürr und trocken. Die Farbe läuft ab anfangs wohl drüber hinweg, aber sie kann dauernde Leuchtkraft keinem Motiv geben, dem das innere Licht der Wahrheit fehlt.

Am Schwächsten als Ganzes ist vielleicht Straußens letztes Orchesterwerk, die berühmte *Domestica*. Der Stoff ist intim, genrehaft, behandelt häusliche Szenen, der Apparat mäßig wie für ein Nibelungendrama. Sind noch deutlichere Beweise nötig, daß Strauß kein Stilgefühl hat, kein moderner Künstler im Sinn Liszt-Wagners ist? Kindergeschrei und nächtliche Liebeszene, häuslicher Streit und Versöhnung, Instrumentation und andere Bißchen, Gelegenheit zum Schreiben temperamentvoller Sinnenmusik (die beiden Spezialitäten auch hier wieder!): das Ganze heißt *Symphonie*. Der gute alte Name muß sich viel gefallen lassen. Und nimmt der Hörer etwas Anderes mit als das Bewußtsein, ein famos instrumentirtes, sehr in die Breite gezogenes Musikstück gehört und seine Neugier befriedigt zu haben, die doch auch diesen schwer aufzuführenden Richard Strauß der Mode wegen kennen lernen mußte? Das ist das ganze Ergebnis, von künstlerischer Wirkung keine Spur. Spielerische Nichtigkeit, stillos zu plumper Massenwirkung aufgetrieben!

Strauß der Symphoniker? Das selbe Resultat wie beim Lyriker: Maßlos überschätzt! Das Wesentliche auf beiden Gebieten gerade nicht geleistet. Keine Erschließung neuen Landes, keine Vervollkommnung der Form, kein einziger der Vorbürke seit „Lob und Verklärung“ überhaupt geeignet für ein stilvolles Orchesterwerk. Nirgends Größe selbständiger, freier Phantasie, überall aufdringliche Präntension und verstandesmäßige Spekulation eines sehr begabten, zeitgemäßen Talentcs. Fortschrittlich nur im Kombiniren der Klangfarben, herausfordernd nur in der Häufung von Dissonanzen. Die ganze Wirkung beruht denn auch lediglich auf dem äußeren Klangreiz und befriedigt nur artistisches Interesse. Wie man sonst Jongleure im Konzert und Circus aufsaugt, so amüsiert man sich über diese Exzentritäten. Man wird höchstens erheitert, nicht warm, höchstens erregt, nicht ergriffen. Die verschiedensten Kerben, von oben bis unten, werden angetippt, das ganze Innenleben aber bleibt ohne Kontakt mit dieser Musik. Beethoven, Schubert, mit seinen besten Werken Liszt, selbst Brahms, der gewiß kein „geborener“ Symphoniker ist, Bruckner, sie Alle weden mit ihrer „zahmen“ Musik in den Tiefen der Seele mächtige Gewalten, führen auf den Fingern ihrer Phantasie in Reiche, da man die Erde vergißt

und alles Jüdische. Strauß bleibt immer auf dem Boden. Er hat schöne, theuer, sehr theuer bezahlte Fiedern; aber fliegen kann er nicht!

Das ist das Entscheidende, was ihn aus dem Reich der eigentlichen Künstler-naturen ausschleibt und unter die Artisten verweist: der völlige Mangel an metaphysischer Veranlagung und all Dessen, was damit zusammenhängt, des inneren Blickes für die großen Geheimnisse des Lebens, der künstlerischen Scheu und Verehrung vor ihnen, kurz, des Transszendentalen in der Kunst.

Oder ist Das altmodisch? Besteht in seiner Ueberwindung der Werth der Moderne? Gut? Dann ist ja Alles rasch geklärt. Wozu aber dann das ungeschickte Heruntappen an Problemen wie Zarathustra? Wozu die Heldenleben-Pose? Sind etwa seitdem die Trauben zu sauer geworden und alles Transszendentale unmodern?

Goethe hat einmal gesagt: „Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst.“ Der witzige Techniker Strauß hat diesen Ernst nicht. Versucht hat er ja auch mit ihm. Aber es glückte nicht. Die große, überfinnliche Auffassung des Lebens und seiner Mächte liegt ihm nicht. Er kann sie nur kopiren. Jetzt, wo nach „Feuersnoth“ und „Salome“ auch seine Freunde mahnen und bereits allerlei Höheres angedeutet ahnen, kann ja sein, daß er wieder neue Versuche unternimmt. Vielleicht ist in der Kunst wie im Leben: Junge Lebemänner, alte Moralprediger. Zum Glück ist aber das Einzige, was sich in der Kunst nicht lernen läßt, was man zwar affectiren kann, aber nie erwirbt: Größe und Ewigkeitwerth der Persönlichkeit. Auch glaube ich, daß sich Strauß auf seine Passion in seinen Erfolgen viel zu selig fühlt und viel zu sehr sich und seine Kräfte kennt, als daß er beim zu kurzen Sprung nach Unerreichbarem sich dem Gelächter der Zeitgenossen aussetze.

Der erste Versuch liegt ja weit zurück, und daß er mißglückte, nahm sich Strauß mehr zur Lehre als seine Kritiker. „Guntram“ heißt diese Kopie; halb „Parfival“, halb nach dem konträren Nischke. Ein lebloses Produkt der Imitation, dem die Nähe von Bayreuth, mit dem zur Zeit seiner Entstehung der Komponist sehr verbunden war, ein künstliches Leben verlieh und an dem etliche Musik, die zur Schwelgerei in Klang und Leidenschaft Gelegenheit giebt, das Beste ist. Auch die Dichtung ist vom Strauß. Warum sollte er nicht auch darin Wagner kopiren? Die Sprache ist denn ein Gemisch von Wagner-Imitation und verstandesmäßiger Prosa; Alles Andere, nur keine originale Dichtung; Manches geschickt angeeignet, Manches sehr ungescholten. Die Musik dazu beweist, wie wenig sogar Wagners musikalische Deklamation, das Selbstverständlichste für einen modernen Musikdramatiker, begriffen ist. Das typische Werk eines Wagner-Nachschreibers.

Die Scharke mußte ausgewetzt, aus dem Nachschreiber der Ueberwinder Wagners werden. Eine längere Pause, während der der Symphoniker sich bei Presse und Publikum durchsetzte, und dann mit einem Sprung auf das gerade sehr beliebte Ueberbrett! „Feuersnoth“ oder „Richard II.“ Tragikomödie in und mit einem Akt. Ueber dies sogenannte Singebüchlein hat am fünfzehnten Februar 1902 in der „Zukunft“ Dr. Julius Korngold einen leider von der mächtigen Partei der Straußianer totgeschwiegenen Artikel veröffentlicht. Um nicht wiederholen zu müssen, verweise ich auf die trefflichen Bemerkungen dieses auch heute noch sehr beachtenswerthen Aufsatzes. Zur Ergänzung greife ich nur Zweierlei auf: das persönliche und das sexuelle Element in diesem Theatermachwerk. Wie im „Heldenleben“, so giebt in der Feuers-

nach Strauß sich selbst und seine Gegner und hier außerdem noch Wagner und dessen Gegner direkt in das Werk hinein. Die Art, wie er Das that, scheidet ihn wieder scharf von den eigentlichen Künstlernaturen.

Alle Kunst ist nach außen projizirtes Innenleben, ist Bekenntniß, aber: „künstlerisches“ Bekenntniß. Beethoven wie Mozart, Schubert wie Wagner, Liszt wie Bruckner, Goethe wie Hebbel schrieben das Innerste ihres Erlebens, Jeder in seiner Art, nieder, ihre Leiden und Leidenschaften, ihre Noth und ihr Glück. Aber Alle mit Künstlerhänden, Alle mit der ernstesten Scheu vor den heiligen Geheimnissen, den arcana des Einzel- und des Gemeinlebens, mit Ehrfurcht vor Leben und Kunst, mit der tiefen Keuschheit großer Naturen in allen, nicht nur in geschlechtlichen Dingen. Insbesondere beheiligten sie nicht im Kunstwerk (die Größten auch nicht in Schriften) die Welt mit ihren kleinlichen Angelegenheiten. Sie waren erhaben. Brachten sie Konflikte des eigenen Lebens oder Zeitverhältnisse, unter denen sie litten, zur künstlerischen Darstellung, so lösten sie sie von allem Persönlichen, reinigten sie in der Flamme der Kunst von allen Schlacken. Meisterfinger! Tristan! So thun die Künstler. Wer anders thut, ist keiner, ist eine Alltagsnatur mit Darstellungsgeschick und Handwerkerbegabung, wohl auch Sinn für Sensationserfolg, kein Schöpfer, kein Dichter.

Richard Strauß gehört zu diesen Begabungen. Daß er, vom Glück verwöhnt wie kaum ein Musiker der ganzen Musikgeschichte, der vermögende Günstling mächtiger Parteien, der maßlos überschätzte und verherrlichte musikalische Diktator, sich mit Begnern, die er so niedrig wie möglich musikalisch karikiert, in Werken herumschlägt, die er als Kunstwerke angesehen wissen will; Das sollte eigentlich über die Künstlernatur dieses „Meisters“ den Deutschen die Augen öffnen. Und daß und wie er Wagner um der lieben Sensation willen in seinen Kampf hineinzieht, sollte erst recht zu denken geben. Man lese nach, was über diese Dinge Korngold bereits deutlich und richtig gesagt hat.

Eingehender, als es durch ihn geschehen ist, muß aber noch das sexuelle Element in der „Feuersnoth“ behandelt werden. Mehr oder minder stark Sexuelles ist in der neuen Kunst nichts Außergewöhnliches, sondern beinahe das Uebliche. Die Grenzen haben nicht moralische, sondern künstlerische Interessen zu setzen. In Schwänken und Hintertreppen-Romanen, im Variété mag das sexuelle Element sich so breit machen, wie die Polizei erlaubt; Das hat mit Kunst nichts zu thun. Aber vom Künstler verlangen wir nicht aus Pruderie, sondern um der Kunst willen das höchste Feingefühl. Man redet so gern von der modernen Kunst, der Alles frei stehe, die nichts Menschliches, nichts Natürliches sich verschlossen wisse. Verschlossen ist ihr nichts, aber sie verschließt sich vor Allem, was sich nicht vergeistigen läßt, was Thier bleiben will. Schiller, der freilich für die defabenten Neu-Löner ein Kunstphilister sein wird, setzt diese Grenze, indem er den Künstlern zuruft: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben. Bewahret sie!“

Gerade für den Musiker ist das Einhalten dieser Grenze von größter Bedeutung. Seine Kunst giebt nach Schopenhauers richtiger Kunstlehre die Dinge selbst, ist unmittelbarer als die farbenreichste Wortschilderung, unmittelbarer selbst als bildliche Darstellung. Eine Kunst, die bei der Schilderung sinnlicher Liebesleidenschaft jene Grenzen überschreitet, ist darum direkt ordinär. Die Ausbildung des Ausdrucksvermögens der Kunst zur Schilderung sinnlicher Erregungszustände fällt ins neunzehnte Jahrhundert. Den wesentlichen Antheil daran hat Richard Wagner.

Aber er blieb trotz der kolossalen Steigerung des sinnlichen Ausdrucksvermögens der Musik stets in den Grenzen der Kunst. Im Tannhäuser-Bacchanale, dem bewegtesten Stück dieser Art, wird die Möglichkeit künstlerischer Wirkung dadurch erzielt, daß es sich um einen orgiastischen Taumel von Massen handelt. Die selbe Musik ist sofort gemein, wenn man sich denkt, daß ein einzelnes Liebespaar, dessen Zwieselsang wir etwa vorher gehört, sich in die Coulissen zurückzieht, so daß wir in der Musik die Schilderung wollüstiger Erregungen dieses einen, uns bekannten Paares hören müssen. Nietzsche hat für diese Dinge ein außerordentlich feines Wort gefunden: „Musik hat als gesammte Kunst gar keinen Charakter, sie kann heilig und gemein sein und Beides ist sie erst, wenn sie durch und durch symbolisch geworden ist.“ Wagner hat darum streng vermieden, Musik zu schreiben, die nichts Anderes als einen rein geschlechtlichen Einzelsvorgang symbolisiert. Er hebt im Gegenteil alle Situationen, in denen sinnliche Liebesleidenschaft eine Rolle spielt, durch die ganze Anlage dieser Szene (Walküre, Siegfried, Tristan) und durch den phantasievollen Schwung der Dichtung in eine künstlerische, auch die Phantasie des Hörers von allem Zwang des Rein-Geschlechtlichen befreiende Höhe.

Die Zeiten haben sich geändert. Die Künstler brauchen, besonders auf der Bühne, Sensationen und verschmähen nicht, als Recht freier, reifer Menschen zu proklamiren, daß man geschlechtliche Dinge direkt wirken lasse. Die Grenze zieht nun nicht mehr die Würde der Menschheit und der Kunst, sondern, wie beim Eingel-Tangel, die Polizei. Und die leidet nicht an Feingefühl und kann, wenn sich um ungreifbare Dinge wie Musik handelt, überhaupt nicht mitreden.

Die Abshweijung war nötig, um für das Folgende das richtige Verständnis zu ermöglichen. Daß Strauß sehr großes Geschick in der musikalischen Symbolisierung sinnlicher Liebesleidenschaft hat, haben bereits seine Lieder und die Liebesjenern in den symphonischen Dichtungen bewiesen. Jeder, der öfter Strauß gehört hat, kennt diese etwas in Reifermanier gehaltenen melodischen Linien mit der typischen „ramschigen“ Umrandung. Jenseits der von Wagner eingehaltenen Grenzen der rein künstlerischen Wirkung liegen nun bei Strauß mehrere Experimente mit rein geschlechtlicher Musik. Das erste im „Don Juan“. Die symbolische Schilderung des Verfahrens Don Juans gegenüber verschiedenen Opfern ist durchaus realistisch: das Stöhnen der zu Liebenden, die brutal sinnliche Aggressive des Verführers, das Schwallö und Krübbelnde der Situationen, Alles wird uns vorgeführt; zum Schluß eine große, in wollüstigen Taumel ausartende Ueberanstpannung des ganzen Menschen und dann: ein jäher Blitzstrahl traf die Kraft. Die musikalische Symbolisierung dieses „Schwächezustandes“ ist ein Witz, über den man lachen mußte, wenn man im Variété wäre.

Noch deutlicher ist der Fall in der „Feuersnoth“. Die Fabel des Stückes ist durch Wolzogen einer alten volkstümlichen Geschichte nachgebildet. Korngold sagt darüber: „In der grotesken Märchenvorlage muß die Schöne von Kudenaerde die Feuer, die der verschmähte zauberstundige Liebhaber in der Stadt verlöschen hieß, aus ihrem entblöhten Rücken holen lassen. Herr von Wolzogen kehrt das Mädchen um.“ Schon Das ist sehr bezeichnend. Noch bezeichnender die Verse, die Gassenhauerton mit Tristan- Worten vermischen. Nehmlich die Musik. Die Hauptscene, die sie verdeutlichen hilft, ist folgende. Der Liebhaber hieß die Feuer in der Stadt verlöschen; nur „aus heiß-jungfräulichem Leibe“ kehrt das Licht der Stadt zurück.

Er steigt also vor den Augen des Volkes in des Mädchens Kammer ein und das Volk singt: „Da hilft nun kein Plakiren noch auch die Klerisei: Das Mädel muß verlieren sein Virumlarumlei“ und „Solln wir verreiden, hol's die Pest! Weil sich ein Mädel nicht Virumlarum läßt?“ Und ähnliche Poesien. Die üblichen kräftigen Worte für Virumlarum kann sich ja jeder Zuhörer nach provinziellem Sprachgebrauch einsetzen. Also das Volk wartet in dichtem Gedräng unten auf der Bühne, daß sich das Mädchen Virumlarum läßt, da mit der Beendigung des Aktes ihm das durch den Zauberer und Liebhaber verlöbchte Licht zurückkehrt; erst fingen sie die schönen Reime, auch Kinderchöre singen mit, dann sind sie still. Wer den Ton an großen Hof- und Stadttheatern kennt, kann sich ausmalen, was während dieser stummen Szene die Damen und Herren von Solo und Chor sich für Wize leisten. Eine lange Musik begleitet symbolisch diese Szene. Da sich auf der Bühne nicht um irgendwelche höhere geistige Liebe, sondern um einen zum ersten Mal vollzogenen Geschlechtsakt handelt, so kann die Musik dazu nichts sein als Begleitungsmusik zu diesem Akt. Ein Drumherumreden giebt's auf der Bühne nicht. Da handelt sich um reale Vorgänge und der Zuschauer erlebt nur mit, was als Wesentliches auf ihr vorgeht. Und Das ist in dem Fall ein rein geschlechtlicher Vorgang, auf dessen Vollzug hinter den Kammerfenstern die ganze Volksmenge auf der Bühne wartet, auf den also alles Interesse des Zuhörers konzentriert sein muß. Soll man sich die Szene für Orchester allein als Musikstück anhören, so ist der Mißbrauch, der mit Wagners Andenken in diesem Uffstück getrieben wird, noch widerlicher, weil der Ueberwinder Wagners dessen strengste dramatische Forderung vergißt. Sollen wir aber, nach dieser Forderung, Bühne und Orchester in engstem Kontakt halten, so nenne ich Prostitution der Kunst, einen unverblümt geschlechtlichen Vorgang, der das Interesse der Hörer als einzige Handlung auf der Bühne — denn immer ist vom heiß-jungfräulichem Leibe die Rede gewesen — so und so viele Minuten in Anspruch nimmt, mit einer Musik zu begleiten, die in etwas vergrößerter Form doch die Ausdrucksmittel benutzt, die zur Darstellung großer, durchgeistigter Liebesgenen verwandt werden. Wenn man mir sagt, ich solle Das doch nicht so tragisch nehmen, es sei ja nur ein Wig, so möchte ich an den sachlichen, witzigen terminus technicus eines musikalischen Rediziners erinnern, als er das große viertaktige glissando des ganzen Orchesters vor dem Wiederaufleuchten der Lichter hörte. So weit kommt's mit solchen witzigen Situationen. Aber was als Bierull in einem Studentenstück sehr passend ist, die Zusammenstellung von Gassenhauern und Nibelungenthemen, plump persönliche Anspielungen, Verulkung von Philisteen und möglichst viele segewelle Deutlichkeiten: Das wirkt öffentlich höchstens wie Metropolitheaterkunst. Daß das Stück trotz diesen zeitgemäßen Ingredienzien wenig „gemacht“ hat, liegt an seiner Länge bei so geringem Inhalt, an dem Geschraubten und Gekünstelten seiner Satiren, dem Mangel an musikalischem Blut und dem wenig bühnenwirksamen Aufbau.

Wehr „gemacht“ hat ja das nächste Theaterstück von Strauß, die „Salome“, auch nur wegen des sensationellen Stoffes. Es war eigentlich selbstverständlich, daß Strauß diesen Stoff aufgriff, um ihn musikalisch zu vergrößern. Seine Freunde und die Feuilletonisten reden freilich von Vergeistigung. Der größte Unfug, der je mit einer ästhetischen Nebensart getrieben worden ist, ist wohl der mit dem Geschwäg von der vergeistigenden Wirkung der Musik getriebene. Musik vergeistigt nicht, sie verfinnlicht. Alle Musik! Sie verfinnlicht in gutem Sinn, verstärkt und

steigert die Unmittelbarkeit der Wirkung bei allem Menschlichen oder Geistigen, versinnlicht in schlechtem Sinn, vergemeinert bei Allem, was sich dem Thierischen nähert. Alle Musik versinnlicht, denn sie ist sinnlicher Ausdruck eines Empfundnen. Auch die religiöse Musik, auch die höchsten Kunstwerke, Beethovens *Missa Solemnis* und *Neunte Symphonie*, versinnlichen Ideen, Gefühle, die der Zuhörer unmittelbar in der Musik nachlebt. Vergeistigende Musik giebt's nicht. Musik verhärtet nur die Wirkung Dessen, was sie symbolisiren soll. Geistiges wirkt geistiger; Gemeines gemeiner. Straußens Musik hat also Wildes Stoff nicht vergeistigt, sondern versinnlicht, vergrößert. Schon daß alle Situationen durch die Musik nothwendiger Weise in die Breite gezogen, daß das Können des Hauptes, das im Schauspiel rasch vorübergeht, mit breitem Behagen zu einer Szene ausgedehnt wird, vergrößert die Wirkung. Und wer will sagen, es sei nicht viel größer sinnlich aufreizend als das gesprochene Wort, wenn alle die Weisheit Salomes: „Ich liebe Deinen Leib. Nichts auf der Welt ist so weiß wie Dein Leib. Laß mich Deinen Leib berühren“ mit einer entsprechend symbolischen Musik versehen wird? Man sollte doch zu Menschen, die Gefühl für musikalische Wirkungen zu haben behaupten, über solche Selbstverständlichkeiten wirklich nicht erst zu reden brauchen. Noch weniger aber darüber, daß es ein himmelweiter Unterschied ist, ob ein von Natur unglücklich veranlagter, aber geistig bedeutender und selbständiger Mensch aus dem Schoße seiner wirren Phantasie ein Stück gebiert, das keine große Kunst, aber ein echtes Dokument menschlichen Lebens und Leidens sein kann, oder ob ein geschickter Berwerther den sensationell wirkenden Modestoff aufgreift, mit verstandesmäßigem Raffinement musikalisch überarbeitet und alles Wirksame noch did unterstreicht.

Der ganze Erfolg der „Salome“ ruht auf der Vergrößerung alles Dessen, was in dem Stoff an sich sensationell ist und was sonst Kolportageromanen den reizenden Abjaß zu verschaffen pflegt. Die 80 000 Texte à 1 Mark, die der Verleger nach Mittheilungen aus Buchhändlerkreisen bereits verkauft hat, passen ja zu den Ziffern, die beim Verkauf der „Blut-Gräfin“ oder das Abenteuer in der Hochzeitnacht“ erzielt werden. Es kann nicht stark genug betont werden, daß der Salome-Schwindel, der jetzt die deutsche Groß- und Kleinstadt-Krankheit ist, mit Kunst genau so wenig zu thun hat wie die Lustige Witwen-Epidemie. Dies edle Geschwisterpaar, das Arm in Arm von einem Karikaturisten auf einem Denkmal verherrlicht werden sollte, verdankt seine Popularität auf allen Gassen lediglich der Wirkung auf die Instinkte der Massen. Um die Salome-Dichtung ganz unbeeinträchtigt als Kulturbild aus ferner Zeit zu betrachten, dazu hätten, selbst wenn das Bild echt wäre, doch nur ein paar ganz Hochgebildete die geistige Freiheit; und für das Musikalische können die Hunderttausende, die ihr Geld in die öffentlichen Häuser, die Salome aufführen, schleppen, keine Spur von Verständnis haben. Um die moderne Orchestertechnik und die harmonischen Belustigungen zu verstehen, braucht man die modernste musikalische Bildung; und das Klein-Musikalische, die Erfindung, ist so schwach, daß sie die Menge gewiß nicht ins Theater zieht. Die Lodi der Stoff, das riesige Angebot musikalischer Mittel, das sie blöd anhaufen kann, und das Raffinement der Klänge, durch das man sich halb unbewußt aufhellen läßt.

Die Musik selbst ist in „Salome“ entweder verschwommen oder banal. Im ersten Fall soll das Neben- und Durcheinander verschiedener Takt- und Tonarten wohl den Eindruck genialer Kühnheit machen und eine Art Pendant zu Freilicht-

Malerei und Impressionismus sein. Die Verwechslung der ganz heterogenen Darstellungsmittel und Darstellungsziele Bildender und Lebender Künste beweist aber nur gänzlichen Mangel an dem Stilgefühl, das Wagners und aller großen Künstler Stärke war, und veranlaßt nichts als Unnatur und Verschwommenheit; besser noch: musikalische Unreinlichkeit. Ich wenigstens habe nach der Lecture einer Partitur wie der von „Salome“ das Bedürfnis, mein musikalisches Empfinden durch ein Bad in Bach zu säubern. Vielleicht ist auch Das altmodisch. Jedenfalls ist, wie ich schon sagte, diese Art kontrapunktischer Technik kinderleicht; und daß Strauß da, wo er um des Gegensatzes willen ohne sie arbeitet, sofort banal wird, bestärkt die Vermuthung, daß er die kühne Technik nur aus Verlegenheit als Deckmantel für die Mängel seiner Erfindung braucht. Natürlich wirken solche leicht eingänglichen Trivialitäten und Harmlosigkeiten, wie das an den lieben Mendelssohn gemahnende Hörner-Thema und die Melodie bei der Erzählung von Christus, denen irgendwelche innere Wahrheit oder Tiefe oder Originalität völlig fremd ist, einfach nach dem Gesetz des Kontrastes. „Wer hat Dich, Du schöner Wald“ oder „Guter Mond, Du gehst so stille“, überhaupt jede einfache melodische Linie würden nach wirren Dissonanzen die selbe rein musikalische Wirkung thun. Das Charakteristische in der Färbung des Schlusses beim Thema Johannis ist übrigens aus Parsifal übernommen und bezeichnender Weise sind alle die großen Steigerungen, die zuletzt mit einem tüchtigen braven Theater-Ritardando in einen Tonika-Abschluß einmünden, ein lieber alter, echt italienischer, nie verkagender Theater effekt. Auf solche simple Wirkungen, die der bloßen Masse stets imponiren und die bei dem Riesen-Orchester ja sehr einfach herauszubringen sind, verzichten unsere sonst so erhabenen, kühnen Neuerer eben auch nicht. Ein Bißchen viel Reifertum ist ja an sich in Strauß. Es thut drum auch nichts, wenn das berühmte Thema, das von den Worten „Dein Leib ist weiß“ bis zum letzten Ruf als leicht verdauliches Publikumsfutter oft erkönt, schließlich nach den Worten: „Ich habe Deinen Mund geküßt“ im vollen Orchester nicht nur schauerhaft banal, sondern obendrein recht wie: „Er küßte sie, sie küßte ihn“ aus Löwes „Tom der Reimer“ klingt. Zum Ruf paßt ja dann als Erinnerungsmotiv famos. Vielleicht ein Biß von Strauß. Ein deutscher Hofkapellmeister, dem ichs sagte, meinte: „Sehr leicht möglich; ganz Strauß.“ Auch das Verführungsthema ist ja fremder, sehr andersartiger Herkunft.

Wer über das Musikalische in „Salome“ begeistert ist, meint, abgesehen von ein paar unreifen, ungebildeten Fortschrittsenthusiasten und der Menge der unkritischen Bewunderer alles Dessen, was Mode ist, schließlich immer wieder das Neuerliche der Instrumentation. Denn auch die musikdramatische Bedeutung, die Wagner dem Orchester gab, hat es bei Strauß nicht mehr. Es illustriert und malt Laubensätze, heulendes Volk, streitende Juden, fallende Köpfe, silberne Schalen, ächzendes Stöhnen, tausende Winde, rauschende Flügel, zängelndes Küssen, trunkenes Zaumeln und versucht nebenbei, hier und da Elemente aus der Stimmung der handelnden Personen durch entsprechende Orchesterfarben, fast nie durch wirklich ausdrucksvolle Motive musikalisch darzustellen.

Zu den Hunderttausenden, für die Salome künstliche geschlechtliche Aufregung ist, kommen die Hunderttausende, die aus Herdentrieb, weil man's gesehen muß, aus Reugier und Dummheit in die Aufführungen laufen. Die Reklame sorgt ja dafür, daß immer neues Verlangen entsteht. Gähne, die noch weniger „anhäben“, loden bei erhöhten Preisen, wo Alles, was Snob ist, sein muß, zur „Besichtigung“.

Es ist einer der geschicktesten und größten Tricks des Kulturgigertthumes in der Presse, wenn man Salome-Aufführungen mit den Bestrebungen, den Menschen zum rein künstlerischen Anschauen des menschlichen Körpers zu erziehen, in Zusammenhang bringt. Nichts hat weniger mit einander zu thun. Eine Gestalt, deren Aeußerungen alle sexuell getönt sind, die, so lange sie auf der Bühne ist, nur Begierde weckt und Begierde sucht, die als personifizirter Geschlechtstrieb herumläuft, ob normal oder anormal, spielt keine Rolle: die kann nur sexuell wirken; und ihr Tanz, der den ausgedienten Herodes zu wahnsinniger Wollust aufregen soll, muß auch auf den Zuschauer so wirken. Alles rein Thierisch-Geschlechtliche verliert absolut die Möglichkeit, gefühlsmäßig idealisirt zu werden, sobald es nicht persönliche Auseinandersetzung unter vier Augen ist. Also entweder heuchlerisch-unecht oder brünstig-gemein. Und am Gemeinsten, schamlos gemein müßte in solchem Fall die Musik sein. Die von Strauß ist's nicht. Sie ist feig, zahm. Wo Wildes Phantaste einen nie darzustellenden, genial-gemeinen Erzeß der schamlosesten sexuellen Ueberkultur schaute, schreibt der preußische königliche Kapellmeister, der doch Aufführungen seines rentabel sein sollenden Werkes braucht, biedere Kompromißmusik. Bieder, spießbürgerlich ist diese vielbewunderte Musik im Vergleich zu Dem, was sie darstellen soll. Das nennen die begeistertsten Herdenthiere dann: Idealisiren! Wenn aber Einer zum Idealisiren geboren ist, dann sucht er sich Stoffe, wo Idealisiren Wahrheit und Größe, nicht Unmöglichkeit und Feigheit ist, wo es Kunst- und Lebenswerth hat. Wieb's etwas Lächerlicheres, als von idealisirender Wirkung zu reden, weiß Strauß bei den Worten „Hättest Du mich angesehen, Du hättest mich geliebt!“ und der Sentenz: „Das Geheimniß der Liebe ist größer als das Geheimniß des Todes“ hart und gefühlvoll wird? Da soll Sühne angehen, die Liebe ins Geistige gewandelt werden. Aber der edlen Tochter der Herodias mundet trotzdem das Klaffen des abgehakten Kopfes lange und gut, sie findet nur einen etwas bitteren Geschmack dabei, läßt sich aber schließlich von Strauß noch in aller Banalität das berühmte „weiße Leib“-Thema mit volstem Orchester vormusizieren.

Angeichts der künstlerischen Worthlosigkeit erhebt sich die Frage, warum die deutschen Opernbühnen sich dem Werk nicht verschließen. Rein! Alle Theater brauchen Kassenfülle. Einst wars der Trompeter. Jetzt sinds „Salome“ und die „Lustige Witwe“. Leipzig lebt von Beiden, das stuttgarter Hoftheater eben so, das zu Darmstadt von der Witwe, das zu Dresden von der lustigen Salome. Das ist traurig, aber wohl notwendig. Es genügt, wenn sich Alle nur Dessen bemüht sind, daß Salome-Aufführungen im Haushalt der Bühnen nicht unter den Thaten für die Kunst zu buchen sind, sondern unter denen fürs Geschäft. Wenn freilich Theater sich auf ihre Musteraufführungen von Salome was einbilden und daneben Ueberaufführungen von Lohengrin und Tannhäuser haben, dann sollte die Kritik den p. p. Intendanten und Direktoren etwas Kräftiges auf die Hände geben.

Eine allgemeine Frage ist unbedingt noch zu beantworten, um den Fall Strauß richtig zu verstehen. Die Frage heißt: „Wie war ein solcher Reinsfall überhaupt möglich? Wie konnte dieser Musiker als erster Lieddichter der Gegenwart proklamirt werden?“ Es ist nicht der erste und nicht der letzte Reinsfall; die Geschichte aller Künste hat die kleinen centner- und die großen auch zehnerweise. Bei Strauß kam's so: Ein sehr begabter Musiker war er. Und Glück hatte er. Bülow, Alexander Ritter, Bayreuth halfen ihm rasch in die Höhe. Die Kritik war fortschrittlich, das

Publikum wurde es aus Mode. Beide fürchteten nichts so wie: sich zu blamiren. Bei Wagner hatten sie sich blamirt. Das durfte nicht wieder vorkommen. Man mußte fortschrittlich, modern sein. Was Fortschritt ist, wußte und weiß man nicht. Thut nichts. Strauß scheint's, gilt dafür, bringt Sensationelles: also gehen wir mit ihm. Aber auch bei den Ernsten hatte er Glück. Er fand sehr begabte Freunde, die sich aus ehrlicher Ueberzeugung für ihn mit Wort und That ins Zeug legten. Fast alle Musiker der Gegenwart haben im besten Glauben der Ueberschätzung von Strauß Vorschub geleistet. Das ist verzeihlich. Selbst Goethe sagt: „Leichsinnige, leidenschaftliche Begünstigung problematischer Talente war ein Fehler meiner früheren Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.“ Keiner ist da schuldlos; die besten Dirigenten, Sänger und Kritiker: Alle halfen. Und als einmal die Mode da war, begann die Verblendung. An dem Musikgott, der nun im Strahlenkranz thronte, waren die Flecken schwer zu erkennen. Den Wandel hat Strauß selbst provoziert. Er hielt nicht, was er versprach, er wurde Manierist, trieb Sport mit farbiger Orchestertechnik, zeigte zu viele Schwächen als Künstler; und wenn man jetzt Die, denen er den Rufung seines Moderuhmes dankt, seine ersten Sänger und Dirigenten, die ersten Brochureschreiber wie Gustav Brecher und Arthur Seidl fragen würde, so würde man wohl hören, daß gerade die ernstesten Künstler innerlich längst von Strauß los sind.

Zu äußerlicher Abfage liegt für die Weisten kein Grund vor: laissez aller! Außerdem ist offene Abfage für Viele (nicht für die Genannten) etwas schwierig. Strauß ist inzwischen eine Macht geworden. Und vor Mächten fürchtet sich der Durchschnittsmensch, ohne daß ihm die Macht je gedroht zu haben brauchte. Strauß ist als „erster Musiker der Gegenwart“ Ehrenmitglied der angesehensten Musikatischen Gesellschaften, die Heidelberger Universität hat (warum sollte sie auch nicht?) den Typus von Unwissenschaftlichkeit und die vorübergehende, auch für die Musikgeschichte sehr nebenbüchliche Erscheinung von Richard Strauß zum Ehrendoktor gemacht, in der Lantienen-Genossenschaft und im Allgemeinen Deutschen Musik-Verein ist er der Erste Vorsitzende. Es ist leicht möglich, daß die Mode noch so lange vorhält, bis irgendein deutscher Fürst auch noch mit der Verleihung des erblichen Adels das nach der Seite hin Erreichbare zum Erreichten macht. Ich weiß nicht, ob ein starkes Bedürfnis nach persönlicher Machtentfaltung in Strauß ist. Vielleicht sind's mehr die Begeisterten um ihn, die ihn zu einer Art Napoleon der Musik machen wollen, ohne sich zu überlegen, daß dazu denn doch eine weit größere Natur gehört. Jedenfalls ist Strauß zur Zeit der mächtigste Mann. Der Allgemeine Deutsche Musik-Verein, der in diesen Tagen in Dresden tagte, hat zwar künstlerisch keine Bedeutung mehr. Seine Versammlungen werden eben gerade darum von der Tagespresse als „große Ereignisse“ gefeiert, zumal die diesmalige ja als Attraktion „Salome“ hat; aber die Musiker nehmen die Sache nicht mehr ernst. Wortführer findet man stets; reiche Mittel sind da; Zweck und Ziel fehlt; von „allgemein deutsch“ keine Rede, sogar recht häufig unter Fachleuten, dies wissen müssen, die Bezeichnung: Partei-Organisation. Aber trotzdem: aus diesen Kreisen wird eine Opposition gegen „Strauß als ersten Musiker der Gegenwart“ nicht kommen. Noch weniger aus denen der Lantienen-Genossenschaft. Also stehen die Aktien eigentlich noch recht gut. Man kann ruhig den geschäftlichen Ausdruck brauchen. Selbst die Tagespresse redet so unerbittlich von Strauß als Geschäftsmann (es ist ja auch gar keine

sich die Zeiten geändert haben. Vor ein paar Jahren erschien unter dem Titel: „Die Prostitution der deutschen Kunst“ eine Brochure vom Dr. W. Hirsch aus New York. Obwohl in Berlin verlegt, wurde sie von der deutschen Fach- und Tagespresse fast ignoriert. Jetzt würde der Rath, die kräftigsten Worte, die diese Brochure in sehr ernstem Ton über Strauß sagt, auch in Deutschland bekannter zu machen, vielleicht doch schon bei einigen Zeitungen und Buchhändlern zu finden sein. Denn obwohl die Aktien gut stehen und die theilhaftigen Verleger sich bemühen werden, den Kurs zu halten, mehren sich doch die Stimmen, die zum Protest gegen das Herrbild aufrufen, das man von der Gegenwart und der Zukunft der deutschen Musik entwirft, wenn man Strauß als ihren ersten Musiker darstellt.

Die bedeutenderen Musiker stehen abseits, Bayreuth mischt sich wohl mit Recht nicht in Tagesfragen (Wagner selbst hätte es gethan), die Liszt-Schule hat keinen Zusammenhalt, die Dirigenten der leistungsfähigeren Kapellen haben die Eitelkeit, auch die Domestica als getreue Domestiken der Oeffentlichen Meinung zu erst: Musikers der Gegenwart ihrem Publikum vorzusetzen. Und die Kritik?

Also wird zunächst etwas Geduld nöthig sein und Zusammenhalt Derer, die versuchen, die alten Anschauungen von Kunst durch die Gegenwart durchzuretten. Das Resultat wird, vielleicht nach zehn Jahren, sein, daß man Strauß in die Gruppe der Meyerbeer oder gar Sudermann einstellt, wenn man seiner Tageserfolge gedenkt, ihn als musikalischen Karikaturisten und als Orchesterchefe dem Werth dieser Begabungen gemäß einschätzt, aber nicht mehr an das Märchen von Strauß als dem Ueberwinder Wagners glaubt.

Wer nach „Feuersnoth“, „Domestica“, „Salome“ und den jüngsten Liedern noch wagt, Strauß als Nachfolger Wagners und Liszts hinzustellen, wer ihn überhaupt noch unter die großen Künstler, eigentlich: wer ihn überhaupt unter die Künstler rechnet — das Wort sollte heilig gehalten werden, wir haben keinen höheren Titel in diesem Bereich des Lebens zu vergeben! —, Der beweist entweder, daß er persönlich voreingenommener Elixienmensch ist oder daß er nie gefühlt hat, worin eigentlich der Werth der Missa Solemnis, der Meuten, der Zauberflöte, der Meistersinger, der Faust-Symphonie, des Deutschen Requiems, der Messen und Symphonien Bruckners, des Pöcher, der Fledermaus, der Waldesfeier, der Symphonie, der Sinfonie, des Singspiels, des Opern, das Alles offenbart und lebt in ihm, wer die sexuellen Normalitäten in der Feuersnoth und Anormalitäten in Salome, die Pose im Heldenleben und in der Domestica mit der Modekritik bewundert und genießt!

Wenn nur die Menge nicht immer einen Gott brauchte! Ist Strauß nicht mehr, so wirds ein Anderer werden; und gewiß auch ein falscher. Warum? Ginge es nicht auch einmal so, wie sich Goethe dachte, als er sagte: „Es ist nicht immer nöthig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherstreift und Uebereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wagt.“ Hoffte man nicht auf die Erfüllung einer solchen Zeit, so wärd besser, zu Vielem still zu schweigen. Aber: „Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man vorman im Brett bewegt; sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird!“

Klopcke.

Dr. Georg Böbler.



Eine Dichterin der Stimmung.

Wenn ich heute den Lesern der „Zukunft“ eine Meisterin der Stimmung vorführe, so nenne ich mit dem Pseudonym M. Herbert den Namen einer Dichterin, der einem Theil des deutschen Volkes sehr bekannt ist. Jede katholische Revue und Zeitung bringt Arbeiten ihrer Feder oder Kritiken ihrer Werke. Außerhalb dieser Kreise aber ist M. Herbert sehr wenig bekannt; und Das ist schade. Sie verdient, allen Deutschen lieb zu werden. Freilich: wem vor dem Katholizismus grauselt, wie dem Kind vor dem Schwarzen Mann, Der wird ihre Bücher nicht mögen (und noch eiliche andere Bücher der Weltliteratur nicht). Wer aber vom Dichter nichts Anderes verlangt, als daß er seiner eigenen Weltanschauung poetischen Ausdruck zu verleihen versteht, Der wird sich freuen, mit dieser Dichterin bekannt zu werden.

M. Herbert ist vor Allem Lyrikerin. Auch ihre Prosa gleitet in Melodien dahin, während sie uns Bild vor Bild vor die Seele zaubert. Sie giebt Stimmungen, die, einmal empfunden, unverwischlich im Gedächtniß haften. Man athmet die Luft ihrer Landschaften, riecht den Duft ihrer Blumen, den Weihrauch ihrer Kirchen. Diese Kraft der Stimmungsmalerei birgt allerdings auch wieder eine Gefahr in sich. All die großen Romane der Herbert zerflattern in wunderbare Einzelschilderungen, in feine, überraschend feine Analysen von Augenblicken des Seelenlebens, in plötzlich aufgedeckte Gedankenblitze; aber der ganze Mensch, die voll durchgeführte Charakterzeichnung der Figuren leidet darunter. Es sind mehr Typen der Menschheit als einzelne Individualitäten, die sie uns giebt.

Wohlgemerkt: in ihren großen Romanen. „Kind seines Herzens.“ „Jagd nach dem Glück.“ „Ohne Steuer.“ „Alessandro Botticelli (alle bei Bachem in Köln verlegt). Wo aber die Dichterin ihr ureigenstes Geniefeld bebaut: die kurze Skizze, da steigt sie zur Meisterschaft auf. Ich verweise auf die „Obersäylsichen Geschichten“ (Habbels Verlag in Regensburg), die zu dem Besten gehören, was die Dichterin geleistet hat. Zur Probe hier eine Beschreibung der Rothenhahnergasse in Regensburg. Sie ist der Novellenammlung „Ein Buch von der Güte“ entnommen, die bei Bachem erschien.

„Es hing ein beständiger Flor von Rauch, Staub, Ruß und Dunst über der Rothenhahnergasse. Schwere Lastwagen fuhren hindurch und auf den schmalen Bürgersteigen drängten sich die grauen Gestalten von Arbeitern und die behäbigen kleinen Beamtenfrauen, die mit gelben Marktförten ihre Besorgungen machten. Die mittelalterlichen Häuser standen eng zusammengedrängt. Ihre Wibel trugen hier und dort noch ein gothisches Fenster mit edel stilisirten Säulen und Simsen. Hier und dort leuchtete noch eine wetterverwischte Freske in bunten Farbentönen auf, wenn die Abendsonne einen verlorenen Strahl hereinjandte. Vor manchem Fenster stand auch ein Flor großblütiger Geranienstöcke, der sich irgendwie, auch ohne den belebenden Beistand von Licht und frischer Luft, in heller Pracht entfaltete. Aber außerdem lastete überall die Noth des Lebens, die Last des Alltags und der Schmutz der schweren Arbeit, aus der nur in den Februartagen des Karnevals ein lautes, ausgelassenes Gekrill, ein tolles Schellengeklirr und ein rasender Tanz in der Gassenbahnleuchte aufblitzten, denen dann gewöhnlich ein Lohschlag, eine große Blutlache auf der Straße und die Einkerkelung eines Familienoberhauptes folgten, das die Seinen auf der untersten Stufe des Glends ließ.

Und in den grauen Alltag des übrigen Jahres mischten sich all die bunten Fäden der Tugenden und Laster des Arbeiterstandes: stille, unermüdliehe Ergebung und Geduld, heldenhafter Fleiß, erhabene Resignation der Frömmigkeit und wilde brutale Roheit, thierischer Jank, uneheliche Geburt, Krankheit und einsamer, ringender Tod.

Wenn aber das laute Geräusch des Tages verhallt war, dann wurde durch die Stille der Nacht das schwermüthige, ernste Rauschen der Donau hörbar, die ihren großen Wellenschlag an den gewaltigen steinernen Wehren der tausendjährigen Brücke brach; und diese tiefe Naturstimme drang herüber und sang ihr altes Heldenlied von stolzer Vergangenheit, „von Helden lobebaren und großer Aufrichtigkeit“; aber nicht Viele waren, die es verstanden. Die Elite der Straße, die Herren Hutmacher, Kürschner, Drechsler und Blechschmiede, die ihre Geschäfte in den großen Gewölben der alten Geschlechterhäuser betrieben, saßen bis spät in der Nacht im Rosten hahn beim schäumenden Märzenbier; und die Frauen, die übermüdeten, überarbeiteten Frauen, lagen traumlos in ihren Betten oder schoben mit leisem, schläfrigen Gesang den Kinderwagen mit dem schreienden Säugling in den weiten, niederen Gelassen hin und her.“

Wenn M. Herbert keine Volksgeschichten schreibt, so schildert sie die moderne Gesellschaft. Sie beschreibt sie mit hartem, haßerfülltem Griffel, der hier und da ins Karikiren kommt, weil ihr der erlösende Zug des Humors, meistens (nicht immer!) fehlt. Sie wirkt nur humoristisch, wenn sie das Literaturgigri, den Kaffeehausdichter zeichnet. Ihre übrigen Gesellschaftsmenschen könnte jeder andere kluge Lebensbeobachter auch geschaffen haben. Nur zwei originale Figuren heben sich davon ab, Lieblinge der Dichterin, die immer wiederkehren, aber so fein nuancirt, daß man ihrer nie müde wird. Die eine dieser Gestalten ist der zartfühlende, gemüthvolle schwache Mann, der am Leben nach und nach verblutet, langsam von der Gemeinheit der Menschen aufgerieben wird. Die andere Figur ist das einsame, starke Weib, das durch eigene oder fremde Schuld das Unrecht auf Glück verzehret hat und statt dessen die bewußte Entagung zur Lebensbejahung gemacht hat. Herrliche Frauen sind in dieser Reihe. Die mit reiner Seele ihr Schicksal tragen, gleich den edlen Jungfrauen des Parthenonfrieses zwischen den Trümmern ihres Lebens stehend, in königlicher Haltung, von dem höhnischen Mißverstehen der Philister umgibt.

Manchmal treffen diese Frauen und jene Männer einander in den Geschichten der Herbst und entreißen dem Schicksal noch ein spätes Glück. Manchmal aber gehen sie an einander vorüber und die Einsamkeit macht den Mann noch müder und das Weib noch stärker. Mir gefällt dieser Schluß immer besser als der „glückliche“. Er dünkt mich der wahre. Deshalb bedaure ich auch, daß er nicht die Bekrönung des neuesten Werkes von M. Herbert bildet: „Aus unseren Tagen“. Es ist entschieden der beste Roman der Dichterin in Bezug auf Handlung und Aufbau, mit ungemein feinen Schilderungen, wie das folgende Beispiel beweist:

„Es giebt keine Zeit des langen Jahres, welche der uralten, südlischen, aus der Kultur des katholischen Kultus gleichsam emporgewachsenen Stadt (Regensburg) einen so tief melancholischen, herzergreifenden Charakter verleiht wie die östliche Zeit, zumal die drei letzten Tage der Karwoche. Noch hat der Frühling weder Zeit noch Macht gehabt, in das

verwitterte Grau der Häuser sein leuchtendes Bekenntniß zu schreiben; noch wehen nicht Epheu und Geranienranken aus den Fenstern mit dem gothischen Maßwerk, noch prangen nicht die rothen Lieblingsblumen der Mädchen, die duftenden Kelten, in bunten Vasen auf den Brüstungen der Fenster und Altanen und die von Eis umstandenen Springbrunnen auf den großen stillen Plätzen vor den Fassaden der Kirchen schlafen noch im Mutterbusen der Erde.

Die Glocken aber, diese großen ernsten Stimmen, welche dem Geist der Stadt entsteigen, sind auch schlafen gegangen. Verkümmert ist ihr altes Lied: Die Heiligen lob' ich, die Wetter verjag' ich, die Toten begrab' ich! Aus ihrem Mund klingt nicht wie sonst der Sprach: Der rufenden Stimme und dem hochfliegenden Aler gebe ich meinen Ton, damit dadurch die Wolken zersplittert werden und das Gebet zum Himmel dringe. Der Engel des Herrn, welcher Maria die Botschaft brachte, steigt jetzt nicht auf ihren Klängen herab in Häuser und Hütten, um sein welterlösendes Wort von der Menschwerdung Gottes zu verkünden. Die Sterbenden müssen einsam bleiben in ihrer letzten Noth, denn selbst das Säugelkindlein hat sein schrilles, eifriges und jammerndes Bitten um Gebetsbeistand vergessen. Und die gewaltigen Domb Glocken, die stolzen Beherrscherinnen der weiten Donauebene, tragen nicht wie sonst Ewigkeitmelodien auf ihren Schallwellen durch das Thal: sie opferten ihre starken Hymnen, ihre Chordale und Lobgesänge, ihre vom Wind zerrissenen Seufzer und Klagerufe, ihre ganze dichterische Majestät vor dem Kreuz, das vor zweitausend Jahren emporragte auf Wolgatha. Stumm ward auch die Orgel und stumm die kleine silberne Schelle, die zur Wandlung erklingt, auf dem Höhepunkt des heiligen Opfers.

Aber in diesem lautlosen Schweigen der Trauer um den Erlöser-tod, in der Dürsterheit der Buße und innerlichen Einkehr wacht der Herzschlag der verträumten alten Stadt zu erneuter Lebendigkeit auf. Es ist das tiefchristliche Volkshertz, welches sich regt, das Hertz, dem die Geschichte des Leidens und Sterbens und glorreichen Auferstehens Jesu Christi noch eine greifbare, deutliche Wirklichkeit ist. Ja, eine greifbare, deutliche Wirklichkeit! All die ehrwürdigen, von glaubensstarken Zeiten geschaffenen Darstellungen an Straßen und Ecken, an Mauern und Giebelwänden, in Klosterhöfen und Kapellen, am Dompportal und an Martyrsäulen, auf Altar und Kanzel, in weltfernen, verschwiegenen Kreuzgängen und schwermüthigen Beinhäusern werden wach und beginnen, zu reden, zu predigen, zu seufzen und zu weinen, zu jubeln und zu triumphiren. Das Blut rinnt aus den Wunden, die in grauer Zeit geschlagen wurden, und die verfeinerten Thränenfluthen ergießen sich in uferlosem Schmerz, wenn es erklingt: *Stabat mater dolorosa juxta crucem lacrimosa!*

Wieder steigt der Engel Gottes aus grauen Nachtwolken herab und reicht dem am Oelberg in der Angst des Todes ringenden Erlöser den Kelch des Vaters . . . Und wenn in der sinkenden Nacht die Arbeiter heimhasten aus der schweren Luft der Maschinenräume und wenn ihnen der Gedanke an ihr herbes und hartes Loos gleich Adensflügeln ums Hertz

flattert, dann bleiben sie plötzlich stehen, entblößen die braunen, schweißigen Stirnen und schlagen mit der schwieligen Hand an die Brust, denn aus dem geöffneten Portal der Kirchen tönt ein tiefes altes Klage lied: O Haupt voll Blut und Wunden!

Zum Schluß noch ein Wort über die Künstlerin der gebundenen Rede. Man lese das Gedichtbuch von W. Herber, „Einsamkeiten“, das bei Bachem in Köln erschien. Niemand wird bereuen, diesen süß schwermüthigen Melodien gelauscht zu haben, sich in die Leiden und Kämpfe und Siege dieser feinen, edlen Seele versenkt zu haben, die gleich den Frauen, die sie erschafft, in der Entfagung die Lebensbejahung und den Muth zum Leben findet. Sie darf, sie kann in der Liebe nicht glücklich sein. Eigener Wille und fremde Schuld hindern sie daran. Die Kraft ihrer Weltanschauung aber trägt sie über jedes wehleidige Selbstbemitleiden hinweg und Alles klingt in reinen Harmonien aus.

Kräutlweih.

Ich ging am Frauenthütltag*)
Zur Nacht hinaus in tiefem Schweigen.
Es war kein Mensch im weiten Hund
Und auch kein Sternlein wollt' sich zeigen.

So muß es sein! In Nüchternheit
Und ganz allein und ungesprochen
Seit Rittersnacht, da hab' ich mir
Zur Weih die Kräuter abgedrohen.

Den Hauswurz brach ich, daß er mir
Vorm Bliß behüte meine Seele —
Vorm Bliß, der Dir im Auge flammt,
Daß er mir nicht den Frieden stehle.

Den Valdrian ins Gürtelschloß:
Daß ich in Büchten geh' und Treue,
Daß ich im letzten Ständelein
Mein leichtes Leben nicht bereue.

Den Gundermann als Zauberhut,
Daß nicht mein Fuß vom Wege irre,
Daß nicht um Dein geliebtes Haupt
Zu häufig der Gedanke schwirre.

Den Wermuth übers Einfahrtthor
Daß ich das Leben lerne leiden,
Nach wenn Dein Fuß auf ewig wird
Des Hauses fromme Schwelle meiden.

Düsseldorf.

Anna Freilin von Krage.

*) Frauenthütltag: Mariä Himmelfahrt, so genannt, weil auf dem Lande an diesem Tage die Heilkräuter geweiht werden.



Privatnotenbanken.

Im letzten Juniheft der „Zukunft“ erörterte Ladon in seinem Artikel über die Notensteuer auch die Frage nach der Existenzberechtigung der vier im Deutschen Reich neben der Reichsbank noch bestehenden Noteninstitute (Bayerische Notenbank, Sächsische Bank, Württembergische Notenbank, Badische Bank) und stellte einige Behauptungen auf, die mit Rücksicht auf die Wichtigkeit des Themas nicht unwidersprochen bleiben dürfen.

Er sagt: Vor dem Jahr 1901, wo man übereinkam, daß die Privat institute nicht unter dem Saß der Reichsbank diskontieren dürfen, wenn dieser 4 Prozent und mehr beträgt, wurden die Zinssätze des Centralnoteninstitutes in höchst lästiger Weise unterboten. In dieser Form kann die Behauptung zu Mißverständnissen führen. Im Jahr 1901 gab es außer den vier jetzt noch bestehenden Notenbanken andere Institute, die inzwischen ihr Notenrecht aufgegeben haben. Ob eine dieser Banken eine von der des Centralnoteninstitutes abweichende Diskontpolitik getrieben hat, mag dahingestellt bleiben; auf keinen Fall läßt sich jedoch die Behauptung aufrecht erhalten, daß auch die vier jetzt noch bestehenden Institute an einer Unterbietung des Zinssatzes mitgewirkt haben. Die vier Institute werden diesen Vorwurf mit Recht (man könnte auch sagen: mit berechtigter Entrüstung) zurückweisen.

Eben so ist unrichtig, was Ladon weiter sagt: Auch heute noch wird der Reichsbank von den Privatnotenbanken Konkurrenz gemacht. Natürlich müssen die Privatnotenbanken der Reichsbank, da sie ganz das selbe Geschäft treiben wie dieses Institut, Konkurrenz machen; davon aber, daß von ihnen in unlauterer Absicht die Diskontpolitik der Reichsbank durchkreuzt werde, kann nicht die Rede sein. Immer wieder wird Das zwar von gewissen Interessentkreisen behauptet, stets aber diese Behauptung ohne Beweis gelassen. Wenn sich Jemand zu beschweren hat, so würden es wohl gerade die Privatnoteninstitute sein; sie könnten sich durch die ihnen gegenüber von der Reichsbank beliebte Geschäftsbehandlung benachtheiligt fühlen.

Ladon sagt schließlich: Die Privatnotenanstalten haben sich überlebt und sollten selbst sich dazu entschließen, auf ihr Notenrecht zu verzichten. Nun, Privilegien pflegt man nicht ohne Weiteres aufzugeben; und ein Grund zur Aufgabe besteht jedenfalls nicht, so lange noch daraus für den Staat, der das Privileg verliehen hat, ein wesentlicher Nutzen erwächst. Mag sein, daß die Direktionen einzelner Notenbanken vielleicht nicht immer das schwierige Noteninstrument zu spielen verstanden haben. Das beweist aber noch nichts gegen das System und gegen die Richtigkeit des Saßes, daß eine Mehrheit von Noten emittirenden Banken jedenfalls eben so beruhigend für die Gesellschaft ist wie das Monopol einer einzelnen Notenbank.

Daß die Privatnotenbanken nur die Vorteile, nicht aber die Lasten der Notenausgabe haben, trifft nicht zu. Die Lasten der Privatnotenbanken sind vielmehr von Jahr zu Jahr gewachsen, da die Maßnahmen der Reichsbank und der Reichsstatten in Bezug auf die Präsentation der Noten zur Einlösung den Privatnotenbanken noch mehr Vorsicht in den Dispositionen zur Bedingung machen als früher. Für die Rediskontirung können nur solche Wechsel in Frage kommen, die eine Laufzeit von längstens vierzehn Tagen haben; und über die Einlösung der Noten der Privatnotenbanken durch die Reichsbank in Zeiten der Noth ist zu sagen, daß sie hierzu nicht verpflichtet ist, sondern nach § 19 des Bankgesetzes nur die

Pflicht hat, solche Noten in den Städten in Zahlung zu nehmen, die mehr als achtzigtausend Einwohner zählen, und auch nur so lange, wie die ausgebende Bank ihrer Einlösungspflicht pünktlich nachkommt. Sobald eine Privatnotenbank ihrer Einlösungspflicht nicht mehr genügen könnte, würde dem Inhalt des Gesetzes nach die Reichsbank nicht einmal berechtigt sein, einzugreifen. Die noch bestehenden Privatnotenbanken haben sich durchaus nicht überlebt, sie haben vielmehr, trotz allen Erschwerungen, bewiesen, daß sie existenzberechtigt sind und daß sie dem Handel, der Industrie und dem Bankwesen auch heute noch gute Dienste leisten.

Die Deckung der umlaufenden Noten darf nur zu einem Drittel in Metall und für den Rest aus diskontirten Wechseln bestehen. Nur die Notenbanken, die den Bardepotitenverkehr pflegen und deshalb fremde Gelder mit Kündigungsfrist annehmen, können Wechsel lombardiren. Sie thun Dies, weil ihnen die Möglichkeit fehlt, solche Gelder in diskontirten Wechseln anzulegen, so lange sie an die Säge der Reichsbank gebunden sind.

Wenn bei uns in Deutschland früher ein starker Unwille gegen das Wechselbankensystem herrschte, so erklärt sich Das sehr einfach daraus, daß in den fünfziger Jahren namentlich die kleinen Staaten sehr liberal bei der Gewährung von KonzeSSIONen gewesen waren und das Land nun mit allen möglichen Noten überschwemmt wurde. Auch Sir Robert Peel trug, obwohl er seine Bankakte von 1844 auf die Ansicht des Lords Overstone gründete und obwohl er selbst am Liebsten die ganze Notenemission in die Hände einer einzelnen Bank gelegt hätte, Bedenken, so zu thun und mit einem Schlag die historische Entwicklung zu unterbinden. Genüß hat, namentlich wenn man die Notencirculation als Theil der gesammten Geldcirculation betrachtet, eine Centralbank große Vorzüge vor einer Mehrheit von Notenbanken; und doch bietet auch eine solche Vielheit in mancher Hinsicht beträchtliche Vortheile. Es scheint mir also falsch, die Reibungsflächen, die jetzt zwischen der Reichsbank und den Privatnotenbanken noch bestehen, künstlich zu vermehren. Im Interesse der Allgemeinheit liegt es gerade, daß die vier jetzt noch bestehenden Notenbanken erhalten bleiben und daß die zwischen ihnen und der Reichsbank vielfach heute noch vorhandenen Gegensätze verschwinden.

Während die Reichsbank die Aufgabe hat, den Geldverkehr im Deutschen Reich zu regeln und zu erleichtern und unsere Goldwährung zu schützen (was zur Folge hat, daß dieses Centralinstitut nicht immer in der Lage ist, den Kreditbedürfnissen von Handel und Industrie in vollem Umfang Rechnung tragen zu können), haben die Privatnotenbanken die Aufgabe, hier ergänzend innerhalb ihres Landes einzugreifen. Zur Befriedigung dieser Kreditbedürfnisse sind sie immer bereit, so weit ihre Mittel reichen, und führen diese Mittel auch solchen Kunden zu, für die unsere Reichsbank nicht so leicht erreichbar ist. Die Privatnotenbanken haben also die Aufgabe, die Diskontpolitik der Reichsbank zu unterstützen. Sie haben es immer gethan, auch früher, als sie noch nicht an den Zinssatz der Reichsbank gebunden waren; ja, sie konnten damals besser im Sinn der Reichsbank wirken, weil sie oft durch billigere Säge Wechselmaterial heranziehen konnten, das der Reichsbank wegen zu großer Anspannung unbequem wurde und sie zur Erhöhung der Zinsrate führte. Eine Durchkreuzung der Diskontpolitik ist daher niemals vorgekommen; eine solche wäre im Hinblick auf die geringen Mittel der Privatnotenbanken im Verhältnis zu den Summen, die im Diskontverkehr in Frage kommen, und in Anbetracht der

Thatsache, daß die umlaufenden Noten zu jeder Zeit zur Einlösung gelangen können und sich oft nur wenige Tage in Circulation befinden, auch undenkbar. Außerdem werden die Noten der Privatnotenbanken, trotzdem sie Umlaufsfähigkeit im ganzen Deutschen Reich haben, von den Reichskassen außerhalb ihres engeren Vaterlandes nicht in Zahlung genommen. Solche administrative und andere reichsgesetzliche Maßnahmen haben der Reichsbank eine so große Uebermacht gegeben, daß von einer Konkurrenz der Privatnotenbanken gar nicht die Rede sein kann. Dabei muß noch betont werden, daß der Privatdiskont von viel größerem Einfluß auf die Gelbbewegung ist als der Bankdiskont. In einem billigeren Privatdiskont liegt daher die Gefahr eines Goldabflusses; und auf den Privatdiskont können die Privatnotenbanken niemals einwirken. Die mächtigen Mittel aber, die in den Händen der großen Geldinstitute, auch der Seehandlung und der Centralgenossenschaftskasse, liegen, können gegen die Grundsähe einer gesunden Bankpolitik im Sinn der Reichsbank verstoßen. Gerade im Interesse der Allgemeinheit wird also die Verlängerung der Konzession der Privatnotenbanken anzustreben sein und man sollte darauf hinwirken, daß die Bindung der Zinssähe an die Sähe der Reichsbank wieder aufgehoben und daß die Kontingentirung der Noten der Privatbanken erhöht wird. Dann wird die Thätigkeit der Privatnotenbanken noch wirksamer sein, als sie bisher sein konnte.

München.

Kurt Hettinger.

Herr Kurt Hettinger legt der Frage, ob die Privatnotenbanken bestehen bleiben sollen, eine viel zu große Wichtigkeit bei und glaubt deshalb mit ein paar apodiktischen Behauptungen angebliche „Unrichtigkeiten“ meines Artikels widerlegen zu können. Gerichtsnotorisch ist, daß die Bayerische Notenbank (und nur sie) besonderen Werth darauf legt, in ihren Geschäftsberichten und in den Generalversammlungen zu betonen, daß sie unterlassen habe, „Wechsel unter Sach zu lombardiren.“ Wenn auch die übrigen Privatnotenbanken eine Umgehung des Reichsbankdiskonts stets peinlich vermieden, dann hätte die Bayerische Notenbank keinen Grund, sich selbst immer ausdrücklich als „artiges Kind“ hinzustellen. Bisher hatte Niemand je bezweifelt, daß die Privatnotenbanken noch heute, unter gewissen Umständen, der Diskontpolitik des Centralinstitutes „aus dem Wege zu gehen“ suchen. Ich empfehle Herrn Hettinger, Salings Börsenhandbuch, Band 1, Seite 114, zu lesen. Die Privatnotenbanken haben sich überlebt. Hätten sie nicht, so wären von den dreißig heute nicht nur noch vier übrig. Das Bankgesetz vom vierzehnten März 1875 hat dem Leben von hundertvierzig verschiedenen Sorten papiernen Geldes ein Ende gemacht. Alles athmete auf; Herr Hettinger aber meint, daß eine „Vielheit von Notenbanken beträchtliche Vortheile“ hat. Er denkt dabei wahrscheinlich an die sechshundert Notenbanken der Vereinigten Staaten von Amerika und an die „großen Vortheile“, die das Fehlen einer Centralisirung des Notenumlaufes dem Geldmarkt und dem gesammten Wirtschaftsleben des Sternbannerstaates gebracht hat. Die Schweiz hat vor einigen Tagen die Schalter ihrer Nationalbank geöffnet. Dieses Ereigniß, das den Anfang vom Ende der Kantonalbankwirtschaft ankündigt, ist im ganzen Land mit Freude begrüßt worden. Ueberall strebt man nach einer Vereinheitlichung des Notenwesens. Es *colpore* foru. England, Frankreich, Rußland, Belgien, Spanien, Oesterreich-Ungarn, Italien haben je ein Centralnoteninstitut. Das Deutsche Reich hat endlich einmal Aussicht, auch auf dieses

Ziel zu gelangen, nach vierzig langen Jahren; aber Herr Hettinger glaubt, der Erhaltung der Privatnotenbanken eine ungemaine Wichtigkeit zuschreiben zu müssen. Die Privatnotenbanken haben sich überlebt; der Umsatz im Giro- und Anweisungverkehr betrug im Jahr 1906 bei der Reichsbankhauptstelle in München 3,46 Milliarden; bei der Bayerischen Notenbank stellte er sich auf 911 Millionen. Die Reichsbank hat also viermal mehr umgesetzt als das bayerische Institut, obwohl sich bei diesem die Ziffer auf ganz Bayern bezieht, während die Reichsbankhauptstelle München nur Altbayern und die Oberpfalz umfaßt. Weiter: der Wechselumsatz bei der Reichsbank in München bezifferte sich im selben Jahr auf 412 Millionen; bei der Bayerischen Notenbank betrug er 719 Millionen. Ein Zeichen dafür, daß dieses Institut in der Diskontierung von Wecheln weniger zurückhaltend war als die Reichsbank, der man trotzdem zu große Weitherzigkeit nachsagt. Ich glaube nicht, daß man daraus den Schluß ziehen kann, die Privatnotenbanken unterstützten das Centralnoteninstitut in seiner Diskontpolitik. Hoher Diskont soll ein Warnungssignal sein: Den Kredit einschränken! Daß Dies geschehen sei, darauf deuten große Wechselumsätze nicht gerade hin. Wenn ich schrieb, daß die Privatnotenbanken der Reichsbank oft Konkurrenz machen, so ist Das natürlich nicht im Sinn einer Ramsuhbagarrivalität aufzufassen; es handelt sich nur darum, daß die privaten Institute die Warnungen der Reichsbank oft nicht so beachten, wie sie sollten. Im Uebrigen wird Herr Hettinger doch wohl nicht bestreiten, daß die privaten Notenbanken, die durchweg Aktiengesellschaften sind, während die Reichsbank bekanntlich kein Aktienunternehmen im gewöhnlichen Sinn ist, mehr den Charakter von Erwerbsinstituten tragen als diese. Herr Hettinger bringt nicht ein sichhaltiges Argument vor, das von der Nothwendigkeit überzeugen könnte, die Privatnotenbanken zu erhalten. Will er etwa die Bayerische Notenbank aus paternalistischen Gründen vor dem Verlust ihres Privilegs schützen, so muß er gleich noch einen Schritt weiter gehen und vorschlagen, daß in Bayern keine Reichsbanknote mehr in Zahlung genommen werde: dann ist wenigstens eine reinliche Scheidung da; und man weiß in Berlin, daß man sich mit „fremdem“ Geld versehen muß, wenn man nach München fährt. Der heutige Zustand, daß Einem in Berlin bayerische Banknoten zurückgewiesen werden können, ist des gerinten Deutschen Reiches nicht würdig.

Ladon.

In dem Artikel „Banken und Bankiers“ heißt es, daß unser Institut, eben so wie die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, an die Stelle des in Zahlungsschwierigkeiten gerathenen Hauses Sahler & Co. in Kreuznach getreten sei. Wir möchten nicht unterlassen, Sie höflichst darauf aufmerksam zu machen, daß wir weder in Kreuznach eine Filiale eröffnet haben noch mit der Absicht umgehen, es zu thun; wir dürfen Sie wohl bitten, hiervon Kenntniß nehmen zu wollen, und zeichnen

hochachtungsvoll

Vergisch-Märkische Bank.

Ladon hat die Meldung, die Vergisch-Märkische Bank wolle in Kreuznach eine Filiale eröffnen, in einer Zeitung gefunden, deren Handelstheil als zuverlässig anerkannt wird; er freut sich, nun zu hören, daß die elberfelder Bank nicht die Absicht hat, ihr Banner auf dem Grab einer Mittelfirma aufzupflanzen, die der Uebermacht weichen mußte.

Max Marcus & Co., Bankgeschäft

BERLIN NW. 6, Luisenstraße 36.

Kuxenabteilung
Abteilung für
Aktien ohne
Börsonenotz.

Kommanditisiert von S. H. Oppenheimer jr., Hannover.
Essener Niederlassung: Münzesheimer & Co. Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Hamburg, Essen, Düsseldorf. Telegr.-Adr. Berlin u. Essen Bergwerkswerte. Hannover Oppenheimer jr. Telefon Berlin Amt IIIa 4120, 4121, 4122. Essen 30, 313, 1033 Hannover 55, 2046, 2614.

Specialabteilung für Kolonialwerte.

(amt. Vorb)	Kauf. %	Verk. %	(amt. Vorb)	Kauf. %	Verk. %
Afrikanische Compagnie	104	112	„Meanja“ Pflanzungsges., A.-G.	—	87
Borneo-Kautschuk-Compagnie...	—	100	Mollwe Pflanzungsgesellschaft	79	85
Deutsche Agaven-Gesellschaft...	—	112	Neu-Guinea-Comp.-Vorzugs-Ant.	92	100
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges.	16	21	Safata Samoa-Gesellschaft	—	101
Deutsch Ostafrik. Ges. St.-Ant.	100	104	Samoa-Kautschuk-Comp., A.-G.	—	88
do. Vorz.-Ant.	100	105	Usambara-Kaffeebauges., St.-Ant.	26	31
Deutsche Hdt.-u. Plant.-Ges. d. S.-I.	212	224	Westafrik. Pflanzungs-Gesell-		
Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestafr.	182	190	schaft „Bibundi“, St.-Ant.	66	74
Deutsche Samoa-Gesellschaft ...	80	87	do. Vorz.-Ant.	92	99
Jalut-Gesellschaft,	298	315			
Kamerun-Kautschuk-Compagnie	—	100			

Alle Geschäfte schliessen wir als Eigenhändler und provisionsfrei ab.

Abgeschloss. 12. Juli 1907.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-8.

Photo-Apparate!

Ohne unseren neuen Katalog P, den wir Jedermann umsonst und frei übersenden, kauft man fotogr. Apparate unbedingt

v o r e i l i g .

Union-Cameras werden nur mit Anastigmaten von Goerz und Meyer ausgerüstet. Lieferung gegen bequeme Monatsraten.

Stöckig & Co.

Dresden-A. 16 u. Bodenbacher Str.

Goerz Triöder-Binocles
Französische Ferngläser
Vergrößerungs-Apparate
gegen bequeme Monatsraten.



	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Metropol-Theater

Abendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von Julius Freund.
Musik von Victor Holtaender.
Bender. Bella Frankbe
Joseph. Georg Kaiser
Phila Wolff.

Kleines Theater.Freitag, den 19. Sonnabend, den 20. Sonntag,
den 21. und Montag, den 22./7. Abds. 8 Uhr.**Vater und Sohn**

von Gustav Eschmann.

Weitere Tage siehe Anschlagzettel.

Cabaret Unter den Linden 22.
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager.

Meiningen

Sanatorium für Nervenkranken und Ent-
ziehungskuren. Modern nach physik-dilä-
tisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter
dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte
Betsenzahl. Beschäftigungskuren. Freisportkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Sanatorium Naumburg

a. Saale, Taubringen. Althe-
währte Naturheilanstalt in reizender
geschützter Lage. Erfolgreichste Be-
handlung aller chronischen Leiden
auch bei Frauenleiden. Mäßige Preise. Prospekte gratis. Ärztliche Leitung Dir. C. Wagner

**Für Magen-Darm-Zucker-Gichtkranke,
Fettsüchtige Abgemagerte etc.**

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederflossnitz bei Dresden, Borstr. 9

Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907

im Landes-Ausstellungs-Gebäude

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —

Im Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Terrassen, Café u. Conditorei, gedeckte Gartenhallen,
Fontaine lumineuse. Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm. Diners u.
Soupers von 4 Mark an. **Doppelkonzert. Illuminationsabende grossen Stils.**

Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 Mk. Sonntags 0,50 Mk.

Hotel und Café Dorotheenhof

Weingrosshandlung

Direktion: Richard Zernik

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.

Täglich: Nachmittags und Abends Gr. Künstler-Concert.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus

Am Nollendorfplatz. Anfang Abends 8 Uhr.

Freitag, den 19., Sonnabend, den 20. und Sonntag, den 21./7.

Ensemblegastspiel unter
Leitung von Harry Walden.

Raffles

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebauete Grundstücke.

— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —



Nach berühmten Badeorten

mit dem Doppelschrauben-Dampfer
„Meteor“.

Abfahrt von Hamburg 3. September.

Besucht werden die Plätze: Rotterdam
(für Scheveningen), Ostende, Havre (für
Trouville), San Sebastian, Bayonne
(für Biarritz), Jersey, Guernsey, Ryde,
Brighton, Helgoland.

Reisedauer 18 Tage.

Fahrtreise von Mk. 325 an aufwärts.
Alles Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie,
Abteilung Vergnügungsdienste.
Hamburg.



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen

Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die SaaleckerWerkstätten übernehmen die Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Gärten, Kurhäusern, Schlössern, Villen, Gärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnangelegenheiten.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium

für **Zuckerkrank**e

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium Näheres im Prospekt.

Dr. Ziegelroth's

1) Luft- und Sonnenbad. 2) Behandlung Fettleibiger und Zuckerkranker. 3) A-B-C für junge Mütter. 4) Kochbuch des Sanatoriums. Zu beziehen durch das Büro von

Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Zehlendorf b. Berlin, Wanneseebahn.

Finkelmühle

i. Thür. Wald, Post Mellnabach 4. Kuranstalt u. Erholungsheim.

Besitzt alle neuzeitl. Kurmittel, eignet sich für Diät- u. Regenerationskuren bei nervöser Erschöpfung u. Nagen- u. Darmleiden. Zentralheizung. Beste Veranlagung. Elektr. Licht. Konsult. Arzt: Dr. R. Arendt. — Prosp. d. d. Direkt.

Oberwaid bei St. Gallen (Schweiz)

Sanatorium ob. d. Bodensee,

auch zur Erholung und Nachkur. Physik.-diät. Heilweise. Beste Gelegenheit die Kur mit einer Schweizreise zu verbinden. Subalpines mild. Klima. — Herrliche Lage. — Prosp. frei.

Sanatorium i. Magen-, Darm-
Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königgrätzer Str. 116c.

Eheschliessung in England!

Krafts Führer d. betr. Gesetze u. Ratgeber für Reflekt. 1,50 M. durch alle Buchhandlungen. Brock & Co., 99, Queenstr., London, E. C.

Schockethal

h. Cassel. Berner, Farmst. I. natur. Heilg. Gr. Urspr. Erholungs- u. Kurort. Tel. 951 Amt. Cassel. Dr. Schömann ist!

Kein Kranker und Nervenschwacher lasse unversucht die

Elektrische Kuren

v. J. G. Brockmann, Dresden, Moszczynskyst. 6.

Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder seine Kur im eigenen Heim ohne Berufshilfe machen kann. Prospekte über Selbstbehandlungsapparate gratis und franco. Grossartige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

Schriftsteller

||| Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Ausst. günst. Beding. Off. unt. J. 205. an Haasen-stein & Vogler A-G, Leipzig.

Bibel der Hölle

„Verruchtestes, unsittliches Buch der Weltliteratur etc. nennt die Presse die 1. deutsche Ausgabe von

Der Hexenhammer

verf. v. Jac. Sprenger u. Heinz Institoris. 1689 latein. erschienen. 3 Bde 796 Seiten. br 20 M., geb. 24 M. Einzels. käufli. I. 6 M. geb. 7,25 M. II. 8 M., geb. 9,50 M., III. 6 M., geb. 7,25 M.

„Tollste Ausgeburt menschl. Wahnwitzes, menschl. Grausamkeit! Nichts Tolleres als diese Erzählungen v. Hexen, Teufel u. Aberglauben! Und doch ein erstklassiges Kulturdokument!“

Ausführl. Verzeichnisse v. kultur- u. sitten-geschichtl. Werken gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30. a.

Briefmarken

Katalog gratis. Ankauf von Sammlungen.

Philipp Kosack, Berlin, Burgstr. 12.

Beste Kapitalanlage!

In vorzüglicher Lage Berlins ist ein selten günstiges Rentenhaus mit grossem Überschuss sofort zu verkaufen. Anzahlung nach Wunsch. Näheres unter „A. J. 551“ an Haasen-stein & Vogler, Berlin W 8.

SAMUEL ZIELENZIGER

Bankgeschäft

Gegründet 1852

Hauptgeschäft: BERLIN W.9, Bellevuestrasse 5.

Fernsprechanschlüsse:

Für Ferngespräche: Amt VI, Nr. 8005, 8006, 8007, 8008.

Für Stadgespräche: Amt VI, Nr. 9270, 9271.

Zweigniederlassung: ESSEN (RUHR), Burgstr. 8.

Fernsprechanschlüsse: Nr. 231, 486, 747 775.

Telegramm-Adresse: Bahnenbank Berlin bzw. Essenruhr.

**An- und Verkauf sämtlicher an der Berliner
und an den auswärtigen Börsen gehan-
delten Effektenwerte.**


**Handel in Bergwerksanteilen (Kuxen), in
Aktien und Obligationen ohne offizielle
Börsennotiz und in Anteilen von Gesell-
schaften m. b. H.**

Die Nachfrage- und Angebotspreise meiner Firma in Bergwerksanteilen (Kuxen) werden täglich in den maßgebendsten deutschen Zeitungen, diejenigen von amtlich nicht notierten Werten und Anteilen von G. m. b. H. im Berliner Börsencourier, in der Berliner Börsenzeitung, dem Berliner Tageblatt, der Frankfurter Zeitung veröffentlicht.

Ermahnung.

Gebt Euren Mädchen und den Buben
nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu 50 Pf. pr. Fl. exkl. Gl. ab Guben. Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

 **Wer Abstinenzler nicht mag sein
Der trinke Poetko's Apfelwein.**

Naturreines Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pf. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben. Poetko's Apfelsaft und Poetko's Beerenweine marschieren überall voran. Preisliste postfrei. In Berlin erhältlich in Flaschen und Gebinden bei **Erich Linkwitz, W., Gleditschstr. 1a.**

Ferd. Poetko, Guben 18. Größte Apfelsaftkellerei Deutschlands.

OPEL Rüsselsheim ^aM.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.
 All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**

Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.

Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.
 Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.
 Arbeits- und Beschäftigungskuren. **Dr. J. Marcinowski.**

Bank für Werte ohne Börsennotiz G. m. b. H.

Berlin, Wilhelmstrasse 70B.

Telegr.-Adr.: Special-Bank.
 Telefon Amt 1, 9618, 9611, 9350

An- u. Verkauf von Actien, Obligationen ohne Börsennotiz. Anteilen von G. m. b. H. sowie von Kuxen u. Bohr-Anteilen. Sonder-Abteilung für deutsche Kolonialwerte. Ausführl. Kurszettel u. Auskünfte stehen Interessent. kostenl. zur Verfügung

VERZEICHNISSE KOSTENLOS

GRIEBENS REISEFÜHRER

IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN

VERLAG von ALBERT GOLDSCHMIDT - BERLIN W 4

MORGEN

Wochenschrift. HERAUSGEBER: W. SOMBART, RICH. STRAUSS, GEORG BRANDES, RICHARD :: MÜTHER, HUGO VON HOFMANNSTHAL. ::

Aus dem Inhalt des Heft 6 vom 19. Juli:

Unveröffentlichtes Selbstporträt Max Liebermanns (bestimmt für die Kunsthalle in Hamburg)

Max Liebermann

von Emil Hellbut, Franz v. Stuck, Richard Dehmel, Hugo v. Tschudi, Louis Corinth, Max Dessoir, Georg Brandes, Karl Scheffler, Frank Wedekind, Auguste Rodin, Josef Israels, Karl Schnitzler Politik.
 Werner Sombart Wien.
 Frank Wedekind Musik/TV.
 Ein Frauenschicksal aus der Renaissance, Novelle.
 Elisabeth Paulsen Lyrik.

Rundschau:

Alfred Lansburgh Börse.
 Julius Bab Festspiele u. Kammerspiele.
 Lothar v. Kunowsk Berliner Secession.

== JEDES HEFT 50 PFENNIGE. ==

MARQUARDT & Co, BERLIN W⁵⁰, EISLEBENERSTR. 14.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätze nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Stroop

vom Kaiserlichen Patentamt in Berlin unter Nr. 96501 gesetzlich geschützt.

Krebs-, Magen- und Leberleidende und alle, die sich für **Blutreinigung** interessieren, erhalten Prospekt umsonst durch **A. Stroop, Neuenkirchen Nr. 248 Kreis Wiedenbrück, Westf.**



Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
 kostenlos durch:

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking, (Baden)
 Man verlange nur **Weck's Originalfabrikate**
 überall Verkaufsstellen.



Im herrlichen Zackental!
„Sanatorium Zackental“
 (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.
 Fernsprecher 27.
 oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge
 (Bahnstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Möckerstr. 115.



Engerlag von der **FRANKFURTER SCHUH-FABRIK A.G.**
 von **Otto Herz & Co.**

Das Beste gerade gut genug für den deutschen Sekt-Konsumenten!

Laut Reichs-Statistik bezogen wir aus Frankreich im I. Halbjahr 1907 fast das Doppelte an Champagner-Fassweinen zur Herstellung unserer Marke

HENKELL TROCKEN

als sämtliche französische Champagner-Häuser zusammengenommen während des ganzen Jahres 1906 in Flaschen nach Deutschland einführten.

In dieser gewaltigen Verwendung der erlesensten Rohweine der Champagne liegt das Geheimnis der unübertroffenen Qualität unseres „Henkell Trocken“, der seit Jahren führenden deutschen Marke.

Henkell & Co.

Oegr. 1832.